J. G. Burg

ZIONS TROJANISCHES GALAPFERD

Ein Beitrag zu den Methoden der Publizistik in der BRD

Ederer-Verlag

Ederer Verlag
Elvirastr 14,
8000 München 19
Tel (089) 185823
Postscheckkonto
Nr. 94218–804
Postscheckamt München
April 19

Vorwort zur 4. Auflage „Schuld und Schicksal“

> „Die ganze Tora ist nur wegen der Sitten des Friedens gegeben, um den Frieden unter allen Menschen herzustellen.“
>
> (T. Tr. Gittin 59, b)

Dieses Buch wurde geschrieben, und seine Veröffentlichung wurde über alle Schwierigkeiten hinweg durchgesetzt, um der Versöhnung zwischen unseren Völkern und damit dem Frieden zu dienen. Begreiflicherweise erweckte sein Erscheinen dennoch mancherlei Kritik. Doch die meisten Kritiker erkannten zu meiner Genugtuung, worum es mir dabei ging und aus welcher Verpflichtung, ja Gewissensnot heraus das Buch entstanden war. Es erhoben sich aber auch Stimmen, die die Ehrlichkeit meiner Absichten verkannten und mir unlautere Motive zu unterstellen suchten.

Da erscheint in Berlin seit einigen Jahren ein Zentralorgan demokratischer Widerstandskämpfer- und Verfolgtenorganisationen unter dem verheißungsvollen Titel „Die Mahnung im Kampf um Freiheit und Recht“.

Vom Kampf für die Wahrheit ist freilich weder im Titel noch in dem gegen mein Buch gerichteten Aufsatz (Nr. 2/1963) die Rede; im Gegenteil: Man wirft mir vor, ich habe das eigene Nest beschmutzt – während ich doch nur das bereits beschmutzte Nest zu reinigen bemüht war. In der Redaktion der MAHNUNG weiß man nichts von der aller Welt längst bekannten und auch durch Ben Gurion bestätigten Tatsache, daß bis ins Jahr 1942 hinein allen deutschen Juden die Auswanderung freistand, wobei es ihnen überlassen blieb, wohin auch immer sie gehen wollten. Allerdings weigerten sich damals sowohl die Alliierten als auch die neutralen Länder, die unerwünschten Zuwanderer bei sich aufzunehmen, und auch die zionistische Weltorganisation war hieran gewiß nicht ganz unbeteiligt: Sie wollte den Strom der jüdischen Auswanderer nach Palästina und nur nach Palästina leiten – ein Plan, der von den Engländern dann wirksam vereitelt wurde. So mußten die Juden in Deutschland bleiben. Daß ich diesen für mein Volk so tragischen Sachverhalt korrekt dargestellt habe, ist für die MAHNUNG „eine Schande“. Auch werde ich beschuldigt, ein Handlanger der Neonazis zu sein, was immer man sich darunter vorstellen mag, weil ich in meinem Buch wahrheitsgemäß dargelegt habe, daß der im Jahre 1952 versuchte, mißglückte und dann vertuschte Mordanschlag auf Konrad Adenauer seine Urheber

weder in kommunistischen noch in nazistischen, sondern vielmehr in jüdisch-zionistischen Kreisen hatte, wie das Deutsche Bundeskriminalamt einwandfrei ermitteln konnte. Adenauer ließ freilich dieses Ermittlungsergebnis damals unter amtlichem Schweigen begraben. Näheres darüber findet sich aber in der von Paul Weymar verfaßten, durch Adenauer autorisierten Biographie des Bundeskanzlers.

Des weiteren befaßte sich die in Tel Aviv erscheinende Zeitung JEDIOTH CHADASCHOTH in der Ausgabe vom 13. August 1963 mit meinem Buch. Auch hier greift der Rezensent den Mordanschlag gegen Adenauer auf und scheut sich nicht, zu schreiben:

> „Wo, um nur ein Beispiel herauszugreifen, bringt er (Burg) auch nur den geringsten Beweis dafür, daß der israelische Geheimdienst für das 1952 versuchte (und verheimlichte) Attentat auf Adenauer verantwortlich sei?“

Nun hätte zwar schon ein rudimentärer Anflug von journalistischem Ethos den Rezensenten dazu zwingen sollen, seine rhetorische Frage auf eine Quellenangabe aus meinem Buch zu stützen; das aber konnte er nicht, denn die mir unterstellte Behauptung habe ich nie und nirgends geäußert. Es ist doch durchaus zweierlei, ob man den Ursprung einer Mordplanung, gestützt auf ebenso offensichtliche wie unwiderlegbare Tatsachen, in bestimmten Kreisen sucht (in diesem Fall in jüdisch-zionistischen) oder ob man damit ganz konkret eine bestimmte staatliche Stelle, hier den israelischen Geheimdienst, belastet. Die beiden oben erwähnten kritischen Rezensionen widerlegten sich durch die peinliche Unredlichkeit ihrer Argumentation: Während die Berliner MAHNUNG sich darin gefällt, im Sonntagsstaat ihre Unwissenheit zu prunken, wobei sie Sachkenntnis durch eine am Leser vollzogene sentimentale Seelenmassage ersetzt, arbeitet das israelische Blatt nach der nicht eben originellen Methode, dem Kontrahenten eine freierfundene Behauptung zu unterstellen, um ihm dann die Beweislast aufzubürden und ihn gleichzeitig zu verunglimpfen.

Der dritte Angriff auf mein Buch, im Grunde aber auf meine Person, ist insofern etwas ernster zu nehmen, als er sich des Habitus einer fragwürdigen Bildung bedient. Auch dieser Fall ist typisch, erfordert indes eine sorgsamere Beleuchtung. Es handelt sich um den Aufsatz „J. G. Burgs schlichte Zeilen“ aus der Feder des Publizisten und Rundfunkkommentators Winfried Martini. Er erschien in der

Wochenzeitung „CHRIST und WELT“ in der Ausgabe vom 23. März 1962 und füllt dort eine ganze Seite mit etwa 700 Zeilen. Man könnte meinen, Christ, Welt und Winfried Martini seien völlig aus dem Häuschen geraten angesichts des kleinen abtrünnigen Juden, gegen den sie mit Eklat und einem großen Aufwand von Druckerschwärze zu Felde ziehen, um ihm moralisch den Garaus zu machen, ehe er womöglich noch – Gott behüte – mit seinen „schlichten Zeilen“ mit seinem Buch, diesem „trojanischen Pferd“ vor den bröckligen Mauern der deutschen Politik, bei einer breiteren Öffentlichkeit Anerkennung fände.

Worum geht es im Grunde? Wie schon sein Titel sagt, soll mein Buch die dämonische Verflechtung des Judentums in das Weltgeschehen aufzeigen helfen. Dabei war ich um die größtmögliche Objektivität bemüht, um so das gegenseitige Verständnis bei Juden und Deutschen wie schließlich bei den Europäern überhaupt zu wecken und somit beizutragen, daß dem Ahasverischen des jüdischen Daseins unter den Völkern ein Ende bereitet werde. Wie aber läßt sich dies heute erreichen? Doch nur dadurch, daß Europas Juden aus ihrer Zwangslage zwischen „Henkern und Heuchlern“ befreit werden, befreit nicht nur äußerlich, sondern vor allem auch geistig und seelisch. Nur diese Befreiung kann zur echten Aussöhnung führen, und sie ist denkbar nur auf der Grundlage göttlicher wie menschlicher Gerechtigkeit. Woran erkennen wir jedoch die wahre, die göttliche Gerechtigkeit? Seltsamerweise hat sich die Menschheit in den Jahrtausenden ihrer geschichtlichen Existenz zweierlei Arten von Gerechtigkeit geschaffen: nämlich ein Ideal, die Gerechtigkeit ihrer Tagträume – und die handelnde Gerechtigkeit in der Welt der Tatsachen. Die erträumte Gerechtigkeit ist universell, während die handelnde Gerechtigkeit, namentlich nach blutigen Kriegen, dem Mächtigen alles Recht zuspricht, wogegen sie den Machtlosen zum rechtlosen Verbrecher erniedrigt, ihn enteignet, tötet und der Rache des Siegers ausliefert. Um der Klarheit willen: So reden wir also von den „Kriegsverbrecher-Prozessen“ von Nürnberg, wo eine willkürliche Siegerjustiz den ehrwürdigen abendländischen Rechtsgrundsatz „nulla poena sine lege“ mit Füßen trat, weil er der Stillung des Rachedurstes im Wege stand; auch wurde in monatelanger Kleinarbeit bei den Verhandlungen nach außen hin der Anschein gewissenhafter Abwägung peinlich aufrechterhalten, während doch die Urteile schon von vornherein beschlossene Sache waren und hierüber bei Anklägern und Richtern von Anfang an Einmütigkeit herrschte.

Es versteht sich, daß aus Haß und Heuchelei kein echter Ausgleich, kein Friede, keine Versöhnung kommen kann, jene echte Versöhnung, die Deutschland und mit ihm ganz Europa braucht, wenn es bestehen will. Solange die brutale Willkür der Sieger von gestern die Alleinschuld an Krieg, Judenmord und anderem dem Dritten Reich zuschiebt und jeden Versuch einer Revision unterdrückt, weil, um mit Christian Morgenstern zu reden, nicht sein kann, was nicht sein darf, solange also weiterhin Unrechtsmethoden geltend bleiben, ist eine Bereinigung der moralischen Atmosphäre in den betroffenen Gebieten der weißen Menschheit – und welche ihrer Gebiete wären nicht betroffen? – ebensowenig zu erhoffen wie etwa die Reinigung der Luft, des Wassers und des Bodens von den Giftstoffen der Industrie, solange man diese ungehindert gewähren läßt.

Wer indessen nicht imstande ist, sein Racheverlangen zu begraben – was auch immer ihm widerfahren sein mag –, wer vielmehr aus unstillbarem Haß den Geist der Rache noch in kommende Generation hineintragen will, der darf sich nicht beklagen, wenn man ihm alttestamentarische Unversöhnlichkeit ankreidet und wenn die von diesem Haß Betroffenen zwangsläufig zu Antisemiten werden – wozu es dann nicht einmal eines Hitler oder Rosenberg bedürfte. Einsichtige Menschen in der ganzen westlichen Welt, vor allem politisch unabhängige Wissenschaftler in den Staaten der Sieger des zweiten Weltkrieges – namentlich in den USA, aber ebenso in England und Frankreich –, haben die tödliche Gefährlichkeit eines solchen Teufelskreises der Rache auch längst erkannt und in dieser Erkenntnis im Sinne der Wiederherstellung eines moralischen Ausgleiches seit bald zwanzig Jahren hartnäckig und zäh das mühsame Werk der zeitgeschichtlichen Revision auf sich genommen.

Warum aber dürfen diese Forscher mit ihren Erkenntnissen und Forderungen um keinen Preis durchdringen? Wie läßt sich eine Verhaltensweise erklären, die – auch in Deutschland und als ein deutsches Phänomen – darauf abzielt, die Deutschen weiterhin im Jauchepfuhl übelster Selbstbezichtigungen zu halten? Woher die wütend verbissene Abwehr jeder auch noch so geringfügigen Aufhellung des Gewesenen? Es gibt dafür nur eine Erklärung: die Selbstsucht, der schäbige Egoismus von Opportunisten, die auf Grund ihrer persönlichen „unbewältigten Vergangenheit“ erpreßbar sind und deren Pöstchen und Positionen in einmal entschleusten Zeitstrom schwer gefährdet wären. Wenn daher ein ausländischer Forscher den Beweis führt, daß Adolf Hitler nicht alleinschuldig am zweiten Welt-

krieg war, so muß er als Geschichtsfälscher verächtlich gemacht werden; denn falls seine Ansicht sich durchsetzte, käme morgen vielleicht ein anderer, der bewiese, daß Hitler den Krieg überhaupt nicht verschuldet hätte. Wenn ein J. G. Burg erklärt, das Ausland sei mitschuldig an der Vernichtung so vieler deutscher Juden, dann muß er als Lügner gebrandmarkt werden; denn falls er unwidersprochen bliebe, könnte morgen ein anderer behaupten, den deutschen Juden sei überhaupt nicht Gewalt angetan worden, und der Staat Israel solle die zu Unrecht kassierten deutschen Entschädigungsmilliarden zurückzahlen. – Natürlich sind derartige Sorgen der heutigen Platzhalter völlig müßig; aber sie spiegeln doch deutlich das schlechte Gewissen derjenigen Kreise, die durch die Sanktionierung der Lüge von Deutschlands Alleinschuld zu ihren heutigen Stellungen und Machtpositionen gelangt sind und die deshalb, man mag es drehen, wie man will, auf diese Lüge eingeschworen sind. Tausende von Sesseln, Stühlen und Pöstchen kämen ins Wackeln, wenn das Dritte Reich auch nur in einem Teilaspekt rehabilitiert würde! Darum sind sich alle Nutznießer des Zusammenbruchs von 1945, auch wenn sie sonst einander gelegentlich spinnefeind sind, in einem durchaus einig: Die Positionen müssen gehalten werden, koste es, was es wolle. Nur daher das Kampfgeschrei: Pricipiis obsta! – Denn wollte man den Anfängen nicht wehren, das Ende wäre nicht abzusehen (für dich und für mich, wertgeschätzter Herr Kollege!). So kommt es zu dem großen Tabu unserer Zeit: Alles am und im Dritten Reich war verbrecherisch; an Hitlers Gegnern war alles vorbildlich oder doch gerechtfertigt, da sich ja alles nur gegen jenen einen Verbrecher richtete. Wehe dem, der an diese Glaubenssätze zu rühren wagt!

Damit komme ich auf meinen Kritiker Winfried Martini zurück. Mein Buch muß ihm einen Schock versetzt haben, denn von jüdischer Seite war bisher noch keine um Objektivität bemühte Überprüfung der Hitlerzeit erfolgt – jedenfalls nicht in Buchform –, die somit gegen jenes obige Tabu verstoßen mußte. Martini spricht einleitend von den „Erwägungen, die den Damm-Verlag auf den Gedanken brachten, einen jüdischen Autor mit der Stellvertretung der Deutschen zu beauftragen.“ Hierin irrt er. Ich möchte demgegenüber hier feststellen, daß ich bei der Abfassung des Buches keinen anderen Auftraggeber gehabt habe als einzig nur mein Gewissen; nach Friedrich Theodor Vischer aber „versteht sich das Moralische immer von selbst.“ „Offenbar kann sich Martini nicht vorstellen, daß ein Autor sich allein aus innerem Antrieb und ganz freiwillig mit dem obenge-

nannten Tabu auseinandersetzen könnte. Vielleicht erscheint ihm dies auch als Form eines publizistischen Harakiri. Doch werden Bücher dieser Art überhaupt nicht im geschäftlichen Auftrag geschrieben, denn hier böten sich gewiß andere und verlockendere Möglichkeiten.

Das sollte auch Winfried Martini wissen. Er ist ja nicht dumm; im Gegenteil: er ist vielleicht etwas zu klug für die Lösung von Aufgaben, vor denen das Hirn versagt, weil das Herz für sie kompetent ist. Ebendies muß ihn dann dazu bewogen haben, einer Auseinandersetzung um Grundsatzfragen der politischen Moral vor dem Hintergrund des düsteren Juden-Tabus, wie es oben gekennzeichnet wurde, nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Es standen da auch zu viele Fettnäpfchen herum, in die er bei einer im Grundsätzlichen geführten Auseinandersetzung hätte treten können, ja müssen: zionistische, solche des Weltjudentums, ferner amerikanische, Bonner, Christ- und weltliche, demokratische – ein gefährlicher Fechtboden für Herrn Martini. So täte man wohl gut daran, den sachlichen Gehalt meines Buches überhaupt nicht zu berühren.

Was aber dann? Die Kritik, das war klar, durfte gar nichts anderes als ein Verriß sein, und wenn Winfried Martini sich an das eigentliche, gewichtige Thema nicht heranwagt, so muß eben der Verfasser herhalten. Die Kunst der Afterkritik hat ja schon Ludwig Borne meisterhaft gehandhabt. So heißt es denn in der redaktionellen Vorbemerkung von CHRIST und WELT bezeichnenderweise:

> „Die einzige Frage, die der Kritiker einem derart anspruchsvollen Werk gegenüber empfinden (sic!) kann, lautet: Welche Voraussetzungen bringt der Autor mit, der sich dieser bedeutenden Aufgabe unterzieht? Einer der profundesten Kenner auf diesem schwierigen Gebiet unterzieht Burg und seinen … Versuch einer Revision der jüngsten Geschichte hier einer genauen Analyse.“

An die Stelle einer sachlichen Auseinandersetzung soll also, dies wird ganz offen ausgesprochen, die Analyse des Verfassers, nicht seiner Aussage treten. Und so nimmt denn auch Winfried Martini statt des großen, weltbewegenden Themas „Schuld und Schicksal“, das kritisch zu beleuchten wäre, in der Tat Stil und Grammatik meines Buches unter die schulmeisterliche Lupe, und ein wahrer Gewitterguß von roter Korrekturtinte prasselt auf die Seiten meines armseligen Schüleraufsatzes nieder. Philologische Streitsucht und Besser-

wisserei toben sich in einer Art aus, die mit dem Wesen einer „genauen Analyse“ nicht das mindeste zu schaffen hat. Was besagt es denn für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Thesen meines Buches, für seinen sachlichen Gehalt, ob für „Punkte“ nun „nekidoth“ oder „n’kudoth“ zu schreiben wäre, ob es „Maflegeth Poalei“ oder „Miflegeth Poalei“ heißt? So versucht Martini, mich in kritischen Rubriken literarisch zu erledigen; da heißt es dann beispielsweise: „sachlich unglaubwürdig“, „Kenntnis der Grammatik: mangelhaft“, „Schreibweise: ungenau“, „Exegese: gewagt und putzig“, „historische Vorstellungen: verworren“, „kuriose Thesen“ usw. Am Schluß des Aufsatzes suchte ich unwillkürlich nach der Gesamtzensur „fünf, völlig ungenügend!“ Zu rund neun Zehnteln besteht der lange Aufsatz aus Korrekturen dieser Art, wobei auf das eigentliche Buchthema so gut wie nicht eingegangen wird. Die Schuldfrage übergeht Winfried Martini völlig mit Schweigen (wie könnte, wie dürfte er sie auch aufwerfen), und zum Thema Schicksal fallen ihm nur einige Verlegenheitsphrasen ein.

Man kann ein unwillkommenes, aber hochaktuelles Buch grundsätzlich entweder ganz totschweigen oder, wenn dies nicht mehr möglich ist, wenigstens versuchen, es inhaltlich totzuschweigen, indem man es durch eine Pseudokritik zu disqualifizieren trachtet. Hierzu bietet sich das kritische Instrumentarium einer ebenso scheingelehrten wie öden Schulmeisterei an, wenn auf diesem Wege nur erreicht wird, die unliebsamen Tatsachen und Ausführungen aus dem öffentlichen Bewußtsein zu verdrängen und auf das Abstellgleis zu rangieren. Diese zweite Methode ist hier in klassischer Weise vorexerziert worden. Sie hat außerdem den Vorteil, daß sie ihren Partisanen die stolzgeschwellte Attitüde erlaubt: Schaut her, wie wissenschaftlich-gründlich hier dieses Machwerk zerfetzt wird! Es gibt noch sachliche Kritik in unserer Bundesrepublik!

Ob man bei CHRIST und WELT wirklich der Auffassung ist, man könne dem Leser durch die Vorführung derartiger feuilletonistischer Riesenschlangen eine Gänsehaut über den Rücken jagen, was ihn davor bewahren würde, selber dieses Buch zur Hand zu nehmen, um sich ein eigenes Urteil zu bilden?

Auch Winfried Martini selber scheint seiner Sache nicht ganz sicher zu sein, denn er hat noch vor dem Angriff auf meine „schlichten Zeilen“ einen Brief von annähernd sieben Schreibmaschinenseiten an meinen Verleger gerichtet, den er gegen mich aufzubringen versuchte. Martini behauptet in diesem Schreiben, „nicht engagiert“ zu

sein. An anderer Stelle des Briefes jedoch erklärt er: „Veröffentlichungen wie die Ihre fallen mir … immer wieder in den Rücken. „Wie ist dieser Satz zu verstehen? Wen will Martini denn decken? Wenn er die Deutschen vor ungerechtfertigten Angriffen in Schutz nehmen will, so hätte er gut daran getan, sich für mein Buch zu verwenden statt es anzugreifen; denn ebendies ist eines der Anliegen meines Buches. Oder fühlt er sich etwa als ein Prätorianer des Status quo, den die unbelehrbaren Gewalthaber von 1945 geschaffen haben, der von Nürnberg über die Gegenwart in die Zukunft gerettet werden soll?

Noch ein persönliches Wort: Martinis Kritik enthält den Satz: „Man darf am Verstand des Autors zweifeln.“ Mir liegen Retourkutschen nicht. So verzeihe ich Herrn Martini diese Entgleisung. Ich darf mir aber erlauben, dem deutschen Leser dieses Buches einen kurzen Abschnitt aus Martinis Kritik wörtlich zu zitieren:

> „Will Burg seine Objektivität beweisen und unsere Gunst erringen, wenn er gegen den Schwarzen Markt der ersten Jahre nach 1945 und gegen die Juden, die ihn belebt haben, wettert? Aber uns Deutschen bot der Schwarze Markt damals die einzige Möglichkeit, gesund zu bleiben und zu überleben; er allein funktionierte, weil er auf den Prinzipien der freien Wirtschaft beruhte, … die Schwarzhändler also die Wirtschaftspolitik Erhards vorweggenommen haben. Jeder Vernünftige wird ihrer dankbar gedenken.“

Man muß das zweimal lesen. Man greift sich an den Kopf, doch da steht es wirklich: Die Schwarzhändler haben die Wirtschaftspolitik Erhards vorweggenommen. Das dankbare Andenken der Deutschen ist ihnen gewiß. Ein Kommentar hierzu erübrigt sich wohl.

Und noch eine Schlußbemerkung: Wohl nur wenige Leser von CHRIST und WELT dürften im März 1962 ein Verlangen verspürt haben, sich noch tiefer in die philologische Materie zu versenken, die Winfried Martini mit seinen Sprachbelehrungen angeschnitten hatte. Vieles ist hier tatsächlich umstritten, und ein so weitgehendes Interesse darf beim deutschen Leser eigentlich kaum vorausgesetzt werden. Sollten sich aber Interessenten für die aufgeworfenen Fragen finden, so bin ich selbstverständlich gern bereit, Rede und Antwort zu stehen und auf jedes Detail einzugehen. Alle diese Begriffsklopfereien laufen ja schließlich nur auf eine hochtrabende Rechthaberei des „profunden Kenners“ Winfried Martini hinaus. Wie aber

wäre es um Herrn Martini bestellt, wenn er nicht recht haben könnte?

München, im Oktober 1965 J. G. Burg

„CHRIST und WELT“

23. 3. 1962/Nr. 12/XV. Jahrg. Seite 16

„Schuld und Schicksal“ mit dem Untertitel „Europas Juden zwischen Henkern und Heuchlern“, heißt das Buch von J. G. Burg, das vor kurzem im Damm-Verlag, München, erschien. Der Verlag bezeichnet es als „eine wirklich meisterliche Analyse“, die „eine Fundgrube für jeden zeitgeschichtlich Interessierten“ darstellt, den Verfasser als „einen Juden unserer Tage“. Bücher dieser Art bergen in sich die Gefahr, daß sie als eine Art trojanisches Pferd in die Literatur eingeschleust werden. Das deutsch-jüdische Verhältnis, belastet durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, soll aus der Schau eines jüdischen Autors neu gedeutet, die Schuldfrage auf Grund dokumentarischer, vielleicht auch nur pseudodokumentarischer Unterlagen in ein anderes Licht gerückt werden. Die einzige Frage, die der Kritiker einem derart anspruchsvollen Werk gegenüber empfinden kann, lautet: Welche Voraussetzungen bringt der Autor mit, der sich dieser bedeutenden Aufgabe unterzieht? Einer der profundesten Kenner auf diesem schwierigen Gebiet unterzieht Burg und seinen – oft oberflächlichen, gelegentlich irreführenden – Versuch einer Revision der jüngsten Geschichte hier einer genauen Analyse.

J. G. Burgs schlichte Zeilen

Von Winfried Martini

Unser inneres Verhältnis zu den Juden und zu jüdischen Dingen wird noch auf unabsehbare Zeit hinaus gestört bleiben. Manche Israel-Reportagen unserer Presse etwa belegen es. Die Autoren pflegen auf jede Kritik – im eigentlichen Sinne also als „Unterscheiden“ – zu verzichten, weil sie das Gefühl haben, dies komme ihnen als Deutschen nicht zu, es könne zudem als „Antisemitismus“ ausgelegt werden. Das ist als Reaktion auf das jede Vorstellungskraft übersteigende Grauen der Juden-„Politik“ Hitlers verständlich genug. Doch das Verständliche ist nicht immer das Richtige. Es ist eine Illusion, zu glauben, man könne dem Antisemitismus durch Philosemitismus

beikommen. Denn unterscheidet dieser sich von jenem zwar durch seine Gutartigkeit, so doch nicht dadurch, daß er der Wirklichkeit näher käme. Er kehrt nur die falschen Maßstäbe um, die dadurch nicht aufhören, falsch zu sein, wie auch Emotionen durch den Umschlag in ihr Gegenteil lediglich ihren Inhalt verändern, **aber gleichwohl nur Emotionen bleiben.**

So sagt auch der Philosemitismus weit mehr über seine **Träger** als über seinen **Gegenstand** aus. Gerade kluge Juden, mit intakten Instinkten, empfinden eine philosemitische Haltung daher oft als peinlich: denn auch diese verweist sie in eine Ausnahmesituation, verwehrt ihnen also den Zustand der „Normalität“, nach dem sie verlangen. Indessen sind die Dinge nun einmal vorläufig kaum korrigierbar. Jedenfalls nicht durch uns: denn dazu bedürfte es der Unbefangenheit; doch brächte sie jemand auf, würde sie als Schamlosigkeit empfunden und gerügt werden.

Vielleicht waren es derartige Erwägungen, die den Damm-Verlag auf den Gedanken brachten, einen jüdischen Autor gewissermaßen mit der Stellvertretung der Deutschen zu beauftragen, ihm die Diskussion über das delikate Thema anzuvertrauen, ihn all das sagen zu lassen, was uns vorderhand dank unserer Verstrickung in eine heillose Vergangenheit und dank unserer entsprechenden Unsicherheit zu sagen nur schwer möglich ist. Einen Juden, der zwar nicht in den Vernichtungslagern, wohl aber in ihren Vorhöfen saß, ständig im Griff der furchtbaren Angst, eines Tages „liquidiert“ zu werden. Wohlan denn: sage er „es“!

Sachlich unglaubwürdig

Angesichts unserer verquälten Lage, in der wir uns mit höchst unaufrichtigen Gefühlen und Reden abmühen, uns sogar selber Aufrichtigkeit vorzuspiegeln, könnte das ein fruchtbares Unternehmen sein.

Von einem Juden schließlich erwartet niemand die Haltung des Philosemitismus, dieser psychologischen Zwillingserscheinung des Antisemitismus. Und verzichtet er uns gegenüber auf Ressentiments: welche Objektivität, welche Glaubwürdigkeit und Autorität!

„Burg“ – wohl ein Pseudonym – macht sich unverdrossen an die Arbeit. Er spart nicht mit saftiger Kritik an den Juden und zumal am Staate Israel. Und lebhaft weiß er zu schildern, wie er dort, wo seine Stammesbrüder sich ihm versagten, Hilfe und Verständnis just bei den Deutschen fand. Vielleicht war es so: schließlich sind auch Ju-

den – was weder der Anti- noch der Philosemitismus wahrhaben will – nur Menschen. Doch bedauerlicherweise ergibt die Lektüre des Buches ein hohes Maß an Unglaubwürdigkeit, zumindest an sachlicher Inkompetenz seines Autors.

Es mag noch hingehen, daß die Schilderung seiner bloßen Erlebnisse und Eindrücke höchst ungelenk und mit banalen Bemerkungen durchsetzt ist: nicht jeder besitzt die überlegene Klugheit und die Gabe subtiler Beobachtung wie H. G. Adler, der Autor von „Theresienstadt“. Auch die bemerkenswerte Sprunghaftigkeit, das Fehlen einer sinnvollen Gliederung, die extreme Urteilsschwäche machen sein Buch zwar zu einer anstrengenden, weil langweiligen Lektüre, berühren aber nicht die Integrität des Verfassers. Sie ist auch nicht dadurch in Frage gestellt, daß er von jüdischen Dingen schlechthin keine Ahnung hat, sondern dadurch, daß er ihre souveräne Beherrschung **vorspiegelt**. Ein paar Proben mögen es belegen.

Er will ein Ostjude aus einer „streng religiösen“ Familie (S. 368) sein und sogar eine „Talmudschule“ (S. 235; gemeint ist wohl eine „J’schivah“) besucht haben.

Das ist ausgeschlossen. Denn ein orthodox erzogener Jude würde nie „Jehovah“, wie er es ständig tut, schreiben; diese Form beruht auf einem Mißverständnis des Namens „Jahweh“, das christliche Bibelübersetzer im späten Mittelalter und in der Zeit des Humanismus aufgebracht haben. Und selbst wenn Burg sich später von der Religion abgewandt hat, so müßte er dank seiner angeblichen Ausbildung auf einer „J’schivah“ doch Hebräisch zumindest **lesen** können. Aber er kann nicht einmal das.

„Gib dem Narren eine Antwort, die seiner Dummheit angemessen ist, damit er sich nicht für einen Weisen halte“. (Spr. 26, 5)

Sachlich unglaubwürdig

„Angesichts unserer verquälten Lage, in der wir uns mit höchst unaufrichtigen Gefühlen und Reden abmühen, uns sogar selber Aufrichtigkeit vorzuspiegeln“ – war es also ein fruchtbares Unternehmen!

„Von einem Juden schließlich erwartet niemand die Haltung des Philosemitismus, dieser psychologischen Zwillingserscheinung des

Antisemitismus.“ Herr Martini verwechselt psychisch und psychologisch. Er behauptet, der Philosemitismus sei eine „psychologische“ Zwillingserscheinung des Antisemitismus. Man übersetze zunächst die beiden Fremdwörter: psychisch bedeutet seelisch, psychologisch dagegen seelenkundlich. Um von etwas „Kunde“ geben zu können, muß es erst vorhanden und bekannt sein. Die Zwillingserscheinung ist also nicht eine seelenkundliche, sondern eine seelische Erscheinung. Vom psychologischen Standpunkt aus ist der Philosemitismus eine psychische Zwillingserscheinung des Antisemitismus.

„Er spart nicht mit saftiger Kritik an den Juden und zumal am Staate Israel. Und lebhaft weiß er zu schildern, wie er dort, wo seine Stammesbrüder sich ihm versagten, Hilfe und Verständnis just bei den Deutschen fand.“

Wo hat Herr Martini in „Schuld und Schicksal“ dies gelesen? Warum gibt er die Seiten nicht an? Hier soll wahrscheinlich dem deutschen Leser glaubhaft gemacht werden, daß in Israel – das geht unmißverständlich aus dem Wort „dort“ hervor – Deutsche waren?

„Er will ein Ostjude aus einer „streng religiösen“ Familie (S. 368) sein und sogar eine „Talmudschule“ (S. 235; gemeint ist wohl eine „J’schivah“) besucht haben.“

Herr Martini, der jede Kleinigkeit beanstandet, dürfte mich doch nicht unter dem allgemeinen Begriff Ostjude einreihen, denn die Bukowina gehört zum Südosten.

Im hebräisch-deutschen Wörterbuch von Grasowsky, Tel Aviv 1934, S. 103, ist Jeschivah – übrigens die allgemein übliche Schreibung! – (nicht „J’schivah“!) mit Talmudschule übersetzt.

> Jüdisches Lexikon Band III
> Jüdischer Verlag/Berlin 1929 Spalte 220
> „Jeschiwa … Talmudhochschule.“
>
> Philo-Lexikon
> Berlin/Amsterdam 1937 Spalte 325;
> „Jeschiwa (Sitz), talmudische Hochschule“
>
> Fischer Bücherei Band Nr. 568
> J. Leib Perez
> Geschichten am Sabbat S. 174
> „Jeschiwah: hebr. Jeschuwah; freie Hochschule,
> Akademie für Talmudstudien und höheres Wissen“

Herrn Martinis in Klammern angefügte Beanstandung ist also ge-

nau so logisch, wie wenn ich schreiben würde: eine theologische Schule (gemeint ist wohl ein Priesterseminar).

„Denn ein orthodox erzogener Jude würde nie „Jehova“, wie er es ständig tut, schreiben; diese Form beruht auf einem Mißverständnis des Namens „Jahweh“.

Der Gottesname im hebräischen Original JHWH ist in der Aussprache umstritten und ungeklärt. Das jüdische Lexikon in deutscher Sprache, Berlin 1929, bemerkt: „Außer anderen mehreren Benennungen heißt er auch Jahwe. Auch über seine Bedeutung besteht keine Einhelligkeit unter den Forschern.“ Meyers Konversationslexikon, Leipzig 1887, IX. Band, S. 186: „Jehowah (hebr., „der da ist, war und sein wird“), moderne Aussprache des hebräischen Gottesnamens, aufgebracht durch den um 1500 lebenden Franziskaner Galatin, an welchen sich Luther anschloß.“

Dr. Bernhard Stade „Geschichte des Volkes Israel“, Band I, Historischer Verlag Baumgärtel, Berlin 1887, S. 24:

„Jahwe, das ist der Eigenname des Gottes Israels. Seine Bedeutung ist dunkel, schon der Form nach wie aus anderen Gründen ist er als Fremdwort im Hebräischen anzusehen.

Man spricht jetzt dafür gewöhnlich „Jehovah“. Das ist eine Urform.“

Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. Freiburg (Breisgau), Herdersche Verlagshandlung, 1889, VI. Band, Spalte 1274:

„Jehova ist die in neuerer Zeit angenommene Aussprache des Tetragrammotons JHWH“

Aber – der orthodoxe Jude wird auch Jahwe nie aussprechen.

Der moderne religiöse Jude spricht von Jehova. Dafür liefert einen Beweis z. B. „Das Buch von den polnischen Juden“, herausgegeben von S. J. Agnon und Ahron Eliasberg, Jüdischer Verlag, Berlin 1916, S. 204, ferner Edmund Silberner, Professor in Jerusalem, in „Sozialisten zum Judentum“, Colloquium, Berlin 1962, Seiten 59 und 209.

Lexikon für „Theologie und Kirche“, Bd. V, 1960, Verlag Herder, Freiburg, S. 855:

„Trotzdem fehlt im A. T. infolge der übertriebenen Scheu der Juden vor dem Gottesnamen jede sichere Angabe über seine Aussprache.“

Richard Pekrun „Das deutsche Wort“, Deutscher Bücherbund, Hbg.-Stuttgart 1962, läßt die Form „Jahve“ (S. 346) gleichwertig neben „Jehova(h)“ (S. 347) gelten. Hier ist sogar hinzugefügt „Jehova Zebaoth“ – aber nicht „Jahve Zebaoth“

„Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, Verlag Mohr, Tübingen 1959, Bd. III, Spalte 515:
„Jahwe, Name des alttestamentlichen Gottes, dessen Lesung mit Vokalen freilich nicht überliefert, sondern durch gelehrte Kombination erschlossen ist. Überliefert ist Jehowa …“

William S. Schlamm
Wer ist Jude?
Seewald Verlag Stuttgart 1964, S. 196
„… für Jehova noch für Israel“

Sogar der extrem konservative Katholik Maurice Pinay schreibt in seinem Werk „Verschwörung gegen die Kirche“, Madrid 1963, auf S. 286 und S. 578 „Jehova“.

Im Buch Felix Salten „Neue Menschen auf alter Erde“ 1925 Zsolnay Verlag, ist auf S. 11, Zeile 18 „Jehovas“ und S. 133 Zeile 7 „Jehova“ zu lesen.

Der Arzt und Schriftsteller Alfred Döblin schreibt in „Jüdische Erneuerung“, 1933, S. 5–6:
„Diese Auskristallisierung, diese steinerne, scharfkantige Befestigung im Jehovaglauben!“

Ben Chaim „Juda erwache!“ Zürich 1938, S. 13:
„Unter der Maske der christlichen Religion wurde heimlich auch weiter Jehova die Treue gehalten!“
S. 73: „Außer dem Gotte Jehova gehorcht unser Volk niemandem!“

„Mit Erstaunen vernahm man eines Tages die Worte des israelischen Ministerpräsidenten Begin: „… Jehova selbst …“
(„Mensch und Maß“ 9. 1. 81 S. 1, 1. Zeile)

Die „Volks-Enzyklopädie in jiddischer Sprache von Dr. Sch. Pietruschka, New York u. Montreal 1949, Bd. II, Spalte 29:
„JHWH, wie dieses Wort ausgesprochen wurde, ist unklar, laut Tradition und sefardischer Mundart ist es Jehova“.

יהוה דער נאָמען פון גאָט, אין תנ״ך,
וואָס ווערט שפּעטער באַצייכנט מיטן

אויסדרוק „שם המפורש״. ווי אַזוי דאָס
דאָזיקע וואָרט איז געוואָרן אויסגעדרוקט
איז נישט קלאָר, לויט דער מסורה איז
עס „יעהאָווא״ (אין דער ספרדישער
אויסשפּראַך);

„Jahweh“ oder „Jehova“ – ich glaube nachgerade ausreichend bewiesen zu haben, daß man darüber besser nicht streitet. Warum aber rollt Herr Martini eine solche Frage überhaupt auf? Ist denn „Schuld und Schicksal“ ein theologisches Werk? Gehört es vielleicht zu seiner Taktik vom Thema des Buches „Bestand eine Möglichkeit, das europäische Judentum zu retten?“ durch ein Hochspielen von Nebensächlichkeiten abzulenken?

Martini: **Kenntnis der Grammatik: mangelhaft**

Herr Martini lasse sich gütigst belehren: Alles, was er in dem Absatz unter dieser Überschrift bringt, hat zwar mit „Orthographie“ oder „Etymologie“ zu tun, aber nichts mit der „Grammatik“. Schon die Überschrift ist irreführend!

„Den vorderorientalischen Wüstenwind nennt er auf S. 222 „Kamsin“ – für jemanden, der behauptet, in Israel gelebt zu haben, eine verblüffende Schreibweise: (der Wind heißt auf arabisch „Chamsin“ bzw. „Khamsin“, auf Hebräisch am Ende statt des n ein m)!

Für einen Schriftsteller, der in Deutschland und in deutscher Sprache schreibt, ist der Duden maßgebend. Duden, Rechtschreibung, 14. Aufl. 1955, Spalte 360: Kamsin, arab. (heißer Wüstenwind im Vorderen Orient).

Aber auch vor 31 Jahren auch Pekrun „Das deutsche Wort“: Kamsin. Ja, schon vor einem Dreivierteljahrhundert „Meyers Konversationslexikon“, Leipzig 1888, S. 936: Chamsin (Kamsin)

Während über weniger bekannte und gebräuchliche Fremdwörter der Fremdwörter-Duden Auskunft gibt, beweist die Aufnahme des Wortes „Kamsin“ in den Rechtschreib-Duden, daß es sich hier um ein durchaus gebräuchliches, sozusagen schon eingedeutschtes Fremdwort handelt, dessen Kenntnis zur Allgemeinbildung gehört. Es würde sehr gespreizt wirken, wollte man das seit mindestens 75 Jahren übliche, in die deutsche Sprache aufgenommene Wort

„Kamsin“, entgegen der im Duden angegebenen Schreibweise, im Jahre 1962 plötzlich wieder arabisch oder hebräisch schreiben.

Auch Ursula von Kardorff „Ich bleibe die Antwort schuldig“ in „Süddeutsche Zeitung, 25. /26. Juli 1964, S. 83: „Sabbat in Jerusalem – dazu **Hamsin**, der israelische Föhn!“

Das bereits zitierte Philo-Lexikon
Spalte 127: Chamssin **mit zwei ss . .**

Martini:

„Er schreibt ständig von „askinasischen“ Juden (S. 248 ff), obwohl das Wort sich von „Aschkenas“ (Gen. 10. 3) ableitet.“

Burg:

Fritz Rienecker „Lexikon zur Bibel“, Brockhaus Verlag, Wuppertal 1962, S. 126: „Askenas“.

„Süddeutsche Zeitung“ 23. 4. 64, S. 7 unter „Religiöse Spannungen in Israel“ liest man bereits in der 1. Zeile askenasische (mit s, nicht etwa mit sch). Der Artikel stammt aus der Feder des bekannten hebräischen Publizisten und Schriftstellers M. Y. Bengavriel.

In dem Werk „Die Heilige Schrift“, Verlag Brockhaus, Wuppertal-Elberfeld 1955, 1. Mose 10, 3, ist Askenas, nicht Aschkenas zu lesen.

Stuttgarter Jubiläumsbibel 1916:1. Mose 10, 3 „Askenas“. Neuere Bibelausgaben der Priv. Württ. Bibelanstalt behalten ebenfalls diese Schreibweise bei. So auch der Brockhaus 1955 „Askenas“.

Dagegen gebraucht „Juden und Judentum von heute“ stets „Aschkenazi -m.“

„Meyers Konversationslexikon, Bd. I, Leipzig 1888, S. 905:
„Aschkenas (Askenas)“.

Martini:

„Sephardisch“ kommt nicht von „Sephard“ (S. 248), sondern von „S’pharad“ (Obadja 20).

Burg:

Auf S. 248 steht gar nicht „sephardisch“, sondern „Sephardim“.
Zitierung: mangelhaft!

Philo-Lexikon Spalte 683 schreibt:
„Sefardim“ (Sefarad) nicht mit **ph**

Aus der bereits zitierten Bibel wird auf Seite 746 Obadja 20:
„Sepharad“ nicht aber „S’pharad“ gelesen.

Jüdisches Lexikon Bd. IV/2 1930

Sp. 329: „Sefardim .. Sefarad“ also nicht mit ph.

Martini:

„Palästina“ stammt nicht von Herodot (S. 264), bei dem lediglich die gräzisierte Form erstmals literarisch erscheint, sondern von „P’lescheth“ (Jes. 14, 29 und 31).

Burg:

In der bereits erwähnten Bibel ist im Buch Jesaja 14, 29 und 31 nur von „Philistäa“ die Rede.

Jüdisches Lexikon Bd. IV/I 1930 Sp. 655
„Philister (peleschtim … peleschet“.

Die „Jüdische Volks-Enzyklopädie" Band I, Spalte 383, meint (frei übersetzt): „Der Name Palästina, wie er heute in der Welt gebräuchlich ist, kommt von Peleschtim, dies stammt von dem altgriechischen Historiker Herodot im 5. Jahrd. v. Chr.“

דער נאָמען „פּאַלעסטינאַ“,
וואָס איז אָנגענומען היינט אין דער
וועלט און וואָס שטאַמט פון וואָרט
„פלשתים“, שטאַמט פון אַלטן גריכישן
היסטאָריקער העראָדאָט אין 5טן יאָר־

(Martini)

Schreibweise: ungenau

Das in Israel gesprochene Hebräisch wird zwar oft „Neuhebräisch“ (S. 246) genannt, ist aber das – natürlich durch neuen Begriffen entsprechende Vokabeln bereicherte – Hebräisch der Bibel; die Wissenschaft versteht unter „Neuhebräisch“ das mit Aramäismen durchsetzte Hebräisch des Talmuds und der diasporalen rabbinischen Literatur, die auch Anpassungen an das Arabische aufweist.

„Punkte“ heißt nicht „nekidoth“ (S. 247), sondern „n’kudoth“. Es heißt nicht „Maflegeht Poalei“ usw. (S. 210), sondern „Miflegeth Poalei“.

(Burg)

Fritz Rienecker „Lexikon zur Bibel“ aao, S. 1229: Palästina. Der Name

P. ist eine Abkürzung vom griech. Palaistinae Syra, das Syrien der Philister.

Meyers Konversationslexikon, Leipzig 1888, 12. Bd. S. 618:
„Palästina … römischer Name für das hebräische Peleschet“

Tatsächlich habe ich aber auf S. 264 gar nicht behauptet, daß „Palästina“ von Herodot „stamme“. Ich habe lediglich geschrieben: „Der Name Palästina soll von Herodot im fünften Jahrhundert vor Christus erstmals genannt worden sein …“

Wer sich als Beckmesser und Splitterrichter gefällt, sollte sich, wenn er zitiert, etwas peinlicher an den Wortlaut halten. Es ist nur zu leicht der Verdacht geweckt, hinter den ungenauen Zitaten könnten sich schlechte Absichten verbergen.

(Martini)

„Ivrith“ („Hebräisch“) wird nicht „im Original mit dem Anfangsbuchstaben e geschrieben“, das „aber wie i gelesen wird“ (S. 245), sondern mit einem Ajin, das kein Vokal, sondern als Konsonant nur ein Vokalträger ist, der je nach seiner Vokalisation verschieden ausgesprochen wird: Burg verwechselt hier Hebräisch mit Jiddisch, wo das Ajin allerdings für ein e steht. Da das hebräische Alphabet (wie das arabische) nur Konsonanten kennt, ist es Unsinn, zu sagen, „das a“ werde „je nach der Bedeutung des Wortes als a, jedoch auch als o und e ausgesprochen“; alles das gilt nur von Konsonanten und ihrer Vokalisation.

„Das in Israel gesprochene Hebräisch wird zwar oft „Neuhebräisch“ genannt“ (S. 246)

(Burg)

In „Schuld und Schicksal“ steht an mehreren Stellen „das neue Hebräisch“, nur zweimal „Neuhebräisch“. Immer geht aus dem Text unbezweifelbar hervor, daß von dem heute in Israel gesprochenen Hebräisch die Rede ist.

Prof. Manfred Reifer, „Menschen und Ideen“, Feuchtwanger-Tel-Aviv 1952, S. 268:
„In starkem Maße erregte die neuhebräische Literatur meine Aufmerksamkeit.“

Aus dem Programm der Münchner Volkshochschule publiziert in der „Allgemeine“ vom 4. 3. 77 Seite 10, Sp. 1, Zeile 15 von u. :
„Gelehrt wird das heute in Israel gesprochene Neuhebräisch oder Iwrit.“

Fischer Bücherei Nr. 568 J. Leib Perez
S. 171 Geschichten am Sabbat
„In der neuhebräischen Literatur ist Perez der Schöpfer . .“
(Perez 1851–1915)

„In Torbergs Übersetzungen aus dem Englischen, nicht aus dem Neuhebräischen, das Torberg trotz seiner Kenntnisse des Althebräischen nicht verstand …“
(Bayernkurier 24. 11. 79 S. 32
„Nachruf Friedrich Torberg“ 1. Spalte, Reihe 12 von u.)

(Martini)

„. . ist aber das – natürlich durch neuen Begriffen entsprechende Vokabeln bereicherte – Hebräisch …“

(Burg)

Herr Martini lasse sich belehren: Das Hebräische wurde nicht **durch**, sondern **um** Vokabeln bereichert. Es bereichert sich jemand **durch** Betrug **um** 100 Mark oder **durch** Vortäuschung profunder Kenntnisse **um** größere Glaubwürdigkeit. Nicht die „Vokabeln“ sind das Medium, durch das die Sprache reicher gemacht wurde (das mögen Sprachinstitute, der Volksgebrauch oder Wissenschaftler gewesen sein), sondern die „Vokabeln“ sind selbst das Moment, um das die Sprache reicher geworden ist.

(Martini)

„Punkte heißen nicht „nekidoth“ (S. 247), sondern „n’kudoth“.“

(Burg)

Simon Dubnow „Die Geschichte des jüdischen Volkes“, Berlin 1926, Band III, S. 523, schreibt „Nikkud“.

Ich, Burg, der nicht perfekte Hebräisch-Kenner, brachte den Mut auf, den Vokal zu schreiben, der perfekte Hebräischkenner Martini versteckt sich hinter einem Apostroph – und dieses nicht nur in diesem einen Fall. Eine derartige Schreibweise ist aber seit langem nicht mehr üblich.

(Martini)

„Es heißt nicht „Maflegeth Poalei“ usw. (S. 313), sondern „Miflegeth Poalei“.“

(Burg)

Encyclopaedia Judaica, Bd. IX, Spalte 570:
„Miflaggat Poale Erez-Jissrael“

(Martini)

„„Zaroth“ (Unglück, Not, Sorgen) ist nicht Singular (S. 210) . .“

(Burg)

Wie kann jemand, der sich als ausgezeichneter Kenner des Hebräischen ausgibt, „Zaroth“ mit „Sorgen“ übersetzen! Siehe „Hebräisch-deutsches Taschenwörterbuch“ von H. Torczyner, Tel-Aviv 1945, S. 223, und „Hebräisch-deutsches Taschenwörterbuch“ von Grasowsky, Tel Aviv 1934, S. 37: Sorgen – dogot

In seinem Schreiben vom 28. 2. 1962 an den Damm-Verlag behauptet Herr Martini auf S. 7: „Dajan heißt „Richter“ …“

Dajan kann man nicht mit Richter übersetzen, denn Richter heißt im Hebräischen „schofet“ – ein Wort, das in der Umgangssprache häufig vorkommt. Dajan ist ein Rabbinatsassessor, der ausschließlich in religiösen Dingen zu tun hat, hie und da auch einmal in Schlichtungsangelegenheiten bei Geldfragen (siehe auch „Juden und Judentum von heute“, S. 448) Das lat. Wort Assessor heißt Beisitzer. Das weiß der Kenner des Hebräischen nicht? Und mich bezichtigt er der Irreführung, der Unterschätzung des Lesers, der Vorspiegelung von Wissen usw. !

Meyers Konversations-Lexikon, XIII. Bd., Leipzig 1889, S. 810: Richter (hebr. Schofetim)

Übersetzt man Dajan mit Richter, so müßte das Buch „Die Richter“ im A. T. „Dajanim“ und nicht „Schofetim“ heißen.

(Martini)

„Der Name des Weltverbandes der Orthodoxie ist nicht „Agadah Israel“ (S. 311).“

(Burg)

Auf S. 311 ist nur von einer extrem religiösen Organisation die Rede, nicht aber von Orthodoxie. Zitierung wiederum: Ungenau! Die „Agudah“ ist eine Weltorganisation, nicht jedoch ein Weltverband.

Orthodoxie bedeutet Strenggläubigkeit, Rechtsgläubigkeit – jedoch nicht nur bei der mosaischen Religion, sondern bei allen Glaubensrichtungen. Herr Martini hätte sagen müssen: der jüdischen Orthodoxie.

Encyclopaedia Judaica, Bd. I, Sp. 1057: Agudas Jisroel, Weltorganisation der orthodoxen Judenheit.

(Martini)

„… (oder, in der aschkenasischen Schreibweise …)

(Burg)

Was versteht Herr Martini unter „aschkenasischer Schreibweise“? Der Wilnaer Jude wird „Zores“ und „Jisroel“, der Lemberger Jude „Zures“ und „Jisruel“ und der Zionist „Zaroth“ und „Israel“ schreiben. Dabei sind alle Askenasim! Es ist also unmöglich, von der aschkenasischen Schreibweise zu sprechen.

(Martini)

Burg gebraucht wahllos teils die englische, teils die deutsche Transkription (z. B. i oder y, s oder z). Da er, im Gegensatz zu seiner kekken Pose, kein Hebräisch kann und überdies seine Allgemeinbildung dürftig ist, bringt er es S. 248 auch fertig, die „Armut“ des biblischen Hebräisch mit dem Hinweis darauf zu „belegen“, daß die Vokabel „chawer“ mehrere Bedeutungen hat; als ob nicht jede Sprache das Phänomen der Homonymie kenne!

(Burg)

Warum unterläßt es der so übergenaue Herr Martini hier auch entsprechende Seitenzahlen zu nennen?

(Martini)

„Als ob nicht jede Sprache das Phänomen der Homonymie kenne!“

(Burg)

Gewiß kennt dies jede Sprache, aber die Homonyma sind a) nicht so zahlreich, und b) nicht derartig vielsinnig wie im Hebräischen. Würde Herr Martini nur halb soviel Ehre dem Zentralblatt der Zionisten in der BRD und deren Schreibweise widmen, hätte er eine Ewigkeit zu tun.

Z. B. In der Ausgabe der „Allgemeine“ vom 15. 10. 76, S. 10, ist ein „Bericht von Makkabi Deutschland“ abgedruckt. Makkabi kommt in den 31 Zeilen einer Spalte fünfmal vor. Zweimal wird „Makkabi“ und dreimal „Maccabi“ geschrieben. In der „Allgemeine“ vom 11. 3. 77., S. 4, letzte Spalte, „Pläne für die X. Maccabia“. In den 39 Zeilen ist „Maccabi“ sechsmal und „Makkabi“ dreimal zu lesen.

(Martini)

„Exegese: gewagt und putzig“

Ungewöhnlich putzig sind seine exegetischen Betrachtungen. Josua 9, 17–27 interpretiert er als Muster des Morgenthau-Planes (S. 195). Die gleiche Unfähigkeit zu historischem Denken offenbart sich bei seinem Vergleich zwischen dem Buche Esra und den Nürnberger Gesetzen (S. 233).

(Burg)

Wenn Herr Martini dem Autor immer wieder bescheinigt, seine Schreibweise sei ungenau, dann muß er sich selbst zumindest einer genauen Leseweise befleißigen und nicht anders zitieren, als es in dem angegriffenen Werk steht. Ich habe zwischen Josuah, dem Heerführer, und Josua, wie Christus sich nannte, absichtlich dadurch unterschieden, da ich den Namen des Heerführers am Schluß mit einem h geschrieben habe.

(Martini)

Die Urform des Namens Jesus ist nicht „Josua“ (S. 234 f), sondern „Jeschua“, eine Nebenform von „J’hoschua“

(Burg)

Durchweg wird „Jehoschua“ geschrieben.

Der „Volksbrockhaus“ 1956, S. 379, schreibt: (griech. Umbildung des hebräischen Jehoschua (Josua) oder Jeschua, „Jahve, hilf“) Encyclopaedia Judaica, Bd. IX, Sp. 52: Jesus von Nazareth, hebr. Jehoschua, Jeschua oder aber abgekürzt Jeschu.

Kirchenlexikon oder Enzyklopädie der Katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, Freiburg (Breisgau), Herdersche Verlagshandlung, 1889, Bd. VI, S. 1423:

Jesus ist der Name des hebräischen Jehoschua oder Josua, d. h. Jehova ist Hilfe. „Gott helf“, die Bedeutung ist nicht wesentlich verschieden, wenn man das Wort Joscha oder Schua, „weit, frei sein“, ableitet und die Weite als Zustand der Entbundenheit Befreiung bedeutet. „Gott ist Heil.“

F. Rienecker „Lexikon zur Bibel“, Brockhausverlag 1960, S. 691: Jesus, griech. Form des hebr. Josua, Jesua der Herr ist Rettung.

„The American College Dictionary“, Ausgabe 1948, S. 656: Jesus bedeutet „Jehova ist Rettung“.

Laut Duden bedeutet „Jesus“ „Gott hilf“ und „Josua“ ebenfalls „Gott hilf“. Bei Jesus wird auf Josua, bei Josua auf Jesus verwiesen.

Von einer „Urform“ ist in „Schuld und Schicksal“ nichts zu lesen. Es mögen vor Jesus viele gelebt haben, die diesen Namen trugen, und wenn man nur lange genug zurückgeht, mag man auch auf die Urform Jeschua stoßen. Es war aber nirgends von einer Urform die Rede, nur davon, daß Jesus sich eben Josua nannte. Zu Jesu Lebzeiten hatte es sich längst „ausurgeformt.“

(Martini)

„Im Gegensatz zu Burgs Behauptung (S. 260) wird Jesus im Talmud

durchaus – und zwar mehrmals – erwähnt. Es gibt darüber eine eigene Literatur: So etwa Travers Herford Christianity in Talmud and Midrash, London, 1903; Gustaf Dalman, Die talmudischen Texte über Jesu, Anhang zu Heinrich Laible, Jesus Christus im Talmud, Leipzig, 2. Aufl. 1900; Chessronoth haschass, Königsberg 1860 und Krakau 1895, eine Sammlung aller von der mittelalterlichen Zensur gestrichenen Talmud- und Midrasch-Stellen über Jesus; in jüngster Zeit vor allem: Joseph Klausner, Jesus von Nazareth, Jerusalem, 3. Auflage 1952).“

(Burg)

Es stimmt nicht, daß Jesus im Talmud erwähnt wird. Jesus wurde im Talmud erwähnt, ehe die belanglosen Stellen über ihn von der mittelalterlichen Zensur gestrichen wurden.

Zum Thema „Schreibweise“: Herr Martini zitiert Laible „Jesus Christus im Talmud“, der Buchtitel heißt: „Jesus Christus im Thalmud“. Wer hat hier die ungenaue Schreibweise?!

Schon das von Strack für das eben erwähnte Buch geschriebene Vorwort beginnt mit der Frage: „Was sagt der Thalmud über Jesum?“ Diese Frage wurde und wird in sehr verschiedener Weise beantwortet.“

Der last not least von Martini zitierte Autor Joseph Klausner schreibt S. 17: „Die Arbeit von Laible bringt zwar all diese talmudischen und midraschischen Stellen in deutscher Übersetzung, versieht sie manchmal sogar mit wichtigen Anmerkungen, ist aber als Ganzes nicht wissenschaftlich genug und verfolgt ganz und gar Missionstendenzen.“ Weiter: „Man sollte erwarten, daß die frühesten Nachrichten über Jesus und seine Lehre im Talmud zu finden seien; … Aber in Wirklichkeit ist dem nicht so.“ Seite 18: „Die Zahl der Stellen im Talmud (natürlich sprechen wir hier nur von den alten Ausgaben oder Handschriften, die nicht der christlichen Zensur unterlagen) über Jesus und seine Lehre ist ganz gering, und auch diese wenigen Stellen sind ohne besondere historische Bedeutung, weil sie mehr den Charakter der Polemik und des Streites gegen den Stifter einer verhaßten Sekte tragen, als daß sie objektive Beiträge von geschichtlichem Wert geben.“

Laible schreibt auf S. 4: „Es war ein im Grund völlig thalmudischer Grundsatz, welchen die römische Kirche befolgte, als sie den Befehl gab, den Thalmud von allem Christentumsfeindlichen zu reinigen.“

Heute ist in keinem Talmudwerk über Jesus etwas zu finden. Auch wird in keiner Talmudschule (Jeschiwa) über Christus gelehrt.

Herr Martini zitiert auch „Chessronoth haschass“: wenn er doch Klausner als Autorität anführt, warum bedient er sich nicht der Klausnerschen Schreibweise (S. 17) „Chesronoth ha-Scha ss“?

„Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, Mohr-Verlag, Tübingen 1962, Bd. VI, Spalte 608: „Bis in die Neuzeit unterlag der T. der staatlichen Zensur, wodurch Abschreiber zu Änderungen im Text (z. B. bei Stellen über Jesus) veranlaßt wurden. Seit dem 13. Jh. fielen immer alte T.-Kodizes den Konfiskationen und Verbrennungen zum Opfer. Die von der Zensur gestrichenen Partien sammelte man in kleinen, meist anonymen Heftchen.“

Apostelgeschichte, 4, 18: „Und als sie (die Pharisäer) sie (Petrus und Johannes) gerufen hatten, geboten sie (ihnen), sich durchaus nicht in dem Namen Jesu zu äußern, noch zu lehren.“ (Luther: „Und riefen sie, und geboten ihnen, daß sie sich Allerdinge nicht hören ließen, noch lehrten in dem Namen Jesu“)

Wenn schon den Aposteln verboten wurde, über Jesus zu sprechen und zu lehren, wieviel weniger hatten dann die Pharisäer Veranlassung, sich im Talmud über ihn zu verbreiten.

„Kirchenlexikon“, Bd. XI, S. 1186: „Eine Versammlung des Ältesten in Polen im Jahre 1631 beschloß, über Jesus nicht zu schreiben und zu lehren.“

Fritz Leist
Moses-Sokrates-Jesus — Verlag Joseph Knecht
Frankfurt/M. 1959

„Kirchliche Druckerlaubnis“
Limburg/Lahn 26. 11. 1958
N. O. E. 6649/58/1 — Dr. Höhle — Generalvikar

Seite 14: „so heißt er Jesus von Nazareth. Der Name wird im Volk Israel bis etwa zum 2. Jahrh. gebraucht.“

„Erwachet“, Wiesbaden, Nr. 24, 22. 12. 1960, S. 29: „Da er (Jesus) im heutigen Talmud nicht zu finden ist.“

(Martini)

„Kaiphas war nicht Pharisäer, sondern Boethosäer“.

(Burg)

Wo habe ich in „Schuld und Schicksal“ behauptet, daß er Pharisäer war?

Max Brod, „Der Meister“, Bertelsmann Verlag 1952, S. 195: „Selbstverständlich ist auch der jetzige Hohepriester Josef ben Kaiafa Sadduzäer, …“

Dasselbe, daß Kaiphas Sadduzäer war, geht aus dem obengenannten Werk noch aus den Seiten 334, 337, 443 hervor.

Ganz nebenbei: Brod schreibt im selben Buch auf S. 444 „Boethusianer“.

Encyclopaedia Judaica, IX. Bd., 1932, Sp. 63:

„So faßten denn die sadduzäischen „Oberpriester“ mit den „Schriftgelehrten“ …“

(Martini)

„Die Mehrzahl des damaligen Synhedrions bestand auch nicht aus Pharisäern, sondern aus Sadduzäern“.

(Burg)

Dem unvoreingenommenen Leser soll – das steckt nämlich in dem Wörtchen „auch“ – eingeredet werden, ich hätte das Gegenteil behauptet. **Wo aber habe ich dies behauptet?**

(Martini)

„Auch hat das Synhedrion Christus nicht „verurteilt“ (S. 234), sondern nur eine Art Voruntersuchung geleitet und ihn dann Pilatus überantwortet, der das Urteil fällte . .“

(Burg)

„Volksbrockhaus“ S. 379: „… Pharisäern und Sadduzäern, die ihn mit Hilfe der römischen Behörde (des Landpflegers Pilatus) kreuzigen ließen …“

Man beachte dabei die Worte „mit Hilfe“! Aber noch deutlicher steht auf S. 387: „Kaiphas, jüd. Hohepriester, verurteilte Jesus.“

„Der Große Brockhaus“ 1955, Bd. VI, S. 64: „… daraufhin sprach der Hohe Rat das Todesurteil wegen Gotteslästerung aus …“

Encyclopaedia Judaica, B. IX, Verlag Eschkol A. G., Berlin 1932, Sp. 66: „Die Gerichtsverhandlung im Synedrion ging über eine bloße Voruntersuchung hinaus.“ Sp. 67: „… liegt die Vermutung nahe, daß nur die sadduzäischen Mitglieder des Synedrions das Todesurteil über Jesus ausgesprochen haben.“

Graetz „Volkstümliche Geschichte der Juden“, Harz-Verlag, Berlin – Wien 1923, Bd. I, S. 550: „… der Gerichtshof verurteilte ihn als Gotteslästerer“ „… Die Bestätigung des Todesurteils oder vielmehr die Erlaubnis zur Hinrichtung holte das Synhedrion von dem Landpfleger Pontius Pilatus“

Roger Coillois „Pontius Pilatus“, A. Langen – G. Müller Verlag, München – Wien 1963, S. 18: „Der Sanhedrin habe in einer Vollversammlung Jesus zum Tode verurteilt.“

„Lexikon zur Bibel“, S. 895: „Der römische Landpfleger, der das Todesurteil bestätigen mußte …“

Matthäus 27, 24: „nahm er (Pilatus) Wasser, und wusch die Hände vor dem Volk, und sprach: Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten; sehet Ihr zu.“

„Lexikon für Theologie und Kirche“, 1936, Bd. VIII, S. 214: „… und brachten ihn zuletzt im Bunde mit der sadduzäischen Priesterschaft mittels der röm. Staatsgewalt (Pilatus) ans Kreuz.“

Fritz Leist „Moses-Sokrates-Jesus“ Seite 37:
„Jesus wurde von dem Sanhedrin, der geistlichen Behörde seines Volkes, als Apostat verurteilt und den Römern ausgeliefert.“

Herr Martini hat sich vorher auf Laible berufen, der aber auf S. 81 und 82 das Gegenteil dieser Behauptung beweist. Noch deutlicher kommt dies bei Klausner auf S. 478 zum Ausdruck: „Einige der adeligen Priester gingen mit und setzten Pilatus auseinander, **daß das Synhedrion Jesus verurteilte …“** Eva G. Reichmann „Flucht in den Haß“, Europäische Verlagsanstalt, S. 57: „Christus war Jude, lebte und lehrte unter Juden; **aber Juden haben ihn gekreuzigt.“**

Martin Beheim-Schwarzbach „Die großen Hirten der Menschheit“, Blüchert Verlag, Hbg. 1958, S. 85 : „… der kaum noch ein Prozeß, eher ein Standgericht genannt werden muß.“ S. 86: „Er wurde vom versammelten Rat einstimmig des todeswürdigsten Verbrechens, der Gotteslästerung, **für schuldig befunden und zum Tode verurteilt.“**

Josef Spillmann „Lucius Flavius“, 1919, S. 70: „… der oben am Kreuz starb, als Betrüger und Gotteslästerer **verurteilt von den Hohepriestern und den Ältesten ihres Volkes.“**

Herr Martini steht aber mit seiner Behauptung nicht nur gegen die hier Zitierten Autoren, er stellt sich auch gegen die Lehre aller vier Evangelien und der Apostelgeschichte und damit gegen die christliche Lehrmeinung schlechthin. Er sollte sich im übrigen als deutscher Publizist an die seit über 50 Jahren übliche Schreibweise – siehe Duden und Pekrun – halten: „Synedrion“ und „Synedrium“.

(Martini)

Von unfreiwilliger Komik ist Burgs Behauptung, Jesus habe dem Kaiphas (übrigens auch Pilatus) nicht geantwortet „Du hast es ge-

sagt“, denn seine Antwort habe „ata omer“ gelautet, was hier aber mit „Du hast es behauptet“ zu übersetzen sei (S. 234). Indessen widersprechen dieser „Theorie“ eindeutig Mark. 14, 62, Luk. 22, 70 und Joh. 18, 37. Vor allem ist der Urtext griechisch, „ata omer“ aber ist hebräisch, es steht außerdem im Präsens, müßte im Perfekt also „amartha“ lauten. Indessen hat Christus Aramäisch gesprochen, also (nach der Syrischen Bibelübersetzung) „att omart“ bzw. – im Falle Luk. 22, 70 – „atto amritton“ gesagt.

(Burg)

Dazu die „gewagte und putzige“ und von „unfreiwilliger Komik“ erfüllte exegetische Betrachtung des Dr. Joseph Klausner, Professors an der Hebräischen Universität Jerusalems, den Martini soeben noch als Zeugen zitierte.

Klausner: „Du sagst es“ – eine für Jesus typische Antwort, da er doch kurze pointierte und rätselhafte Aussprüche liebte. Auch im Talmud und Midrasch findet sich in Fällen, wo es gefährlich sein könnte, die Wahrheit zu sagen, diese selbe Antwort: „Du sagst es“, d. h. **du** sagst es, ich aber nicht. Das war auch die Antwort Jesu.“ (S. 479)

(Martini)

„Und was mag in Burg vor sich gehen, wenn er im Ernst schreibt, „bis zum heutigen Tage“ habe sich „niemand“ gefunden, der „einmal offiziell ausspricht“, daß Christus „kein Deutscher, Franzose, Spanier oder Italiener ist, sondern ein Jude wie seine Anhänger auch“ gewesen sei (S. 250)? Radikaler läßt sich die Unbildung wohl nicht kultivieren.“

(Burg)

Zitierung falsch. S. 250 ist zu lesen:

„Bis zum heutigen Tage fand sich niemand, der einmal offiziell ausspricht, daß dieser Josua – oder – Jesus – kein Deutscher, Franzose, Spanier oder Italiener war, sondern ein Jude wie seine Ankläger auch.“

Meine Formulierung war gut gemeint. Ich wollte damit nur zum Ausdruck bringen, daß das Judentum Jesu und seiner Jünger viel zu wenig betont wird. Dies Faktum könnte ein Bollwerk gegen den Antisemitismus werden.

Mit dieser Auffassung befinde ich mich durchaus in ausgezeichneter Gesellschaft, denn kein Geringerer als Prof. Albert Huth von der Universität München (– der, ich bitte für mich um Verzeihung,

ich zitiere lediglich Herrn Martini, wohl „radikal seine Unbildung kultivieren“ wollte –) wandte sich mit seinem Referat vor der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ in der „Evangelischen Akademie Tutzing“ im November 1962 (Süddeutsche Zeitung Nr. 280 vom 22. 11. 1962, S. 7) „gegen die viel verbreitete These, „die“ Juden hätten Jesus abgelehnt und ans Kreuz geschlagen. In Wahrheit ist für seine Kreuzigung nur eine kleine Gruppe von Pharisäern (sic! Herr Martini!) und Sadduzäern verantwortlich, **und man darf auch nicht vergessen, daß nicht nur Jesus selbst, sondern auch seine Mutter Maria, ferner Paulus und alle Jünger Juden gewesen sind.** Es ist wichtig, dies nicht nur den Schülern, sondern auch den Lehrern immer wieder ins Gedächtnis zu rufen und sie zu veranlassen, diesen Gedanken an die Jugend weiterzugeben.“

(Martini)

Probleme und Tatsachen des Judentums wie des Zionismus und des Staates Israel sind dem Autor so unbekannt wie möglich; für diesen Typus allerdings ein Grund, sich um so apodiktischer darüber zu äußern.

Den jüdischen Hochstapler und Aftermystiker Jakob Leibowicz Frank (1726–1791) mißversteht er als „den geistigen Träger des Assimilationsstrebens“ (S. 334 f.), den der „österreichische Kaiser geadelt“ habe (er hat sich in Wirklichkeit den Barontitel selber zugelegt!)

(Burg)

Zu welchem Zeitpunkt war Frank ein Hochstapler? Als er noch Jude war? Oder wurde er es, als er zum Christentum überging? Kein Geringerer als der polnische König August III. von Sachsen war sein Taufpate.

Frank hieß als Jude mit Vornamen Jakob. Nach der Taufe hieß er Josef. **Leibowicz hieß er niemals**, denn nur im russischen Bereich war und ist es üblich, den Vornamen des Vaters zu führen. Frank jedoch stammte aus Galizien.

Auch das angeführte Buch „Das Buch von den polnischen Juden“, Jüdischer Verlag, Berlin, berichtet – übrigens haßerfüllt genug auf S. 51 und 57 über Jakob Frank. Von „Leibowicz Frank“, von „Hochstapler“ und davon, daß er sich den „Titel Baron selbst zugelegt“ habe, ist bei allem Haß keine Rede.

Encyclopaedia Judaica, Bd. VIII, Sp. 1071: „Frank, Jakob Ben Jehuda Löb.“

Die „Jüdische Volks-Enzyklopädie“, Bd. II, Sp. 591ff, betont: Frank sei vom österreichischen Kaiser geadelt worden; vom Führen des väterlichen Namens, vom Aftermystiker und vom Hochstapler ist nirgends die Rede.

אַלטע פּאַלאַץ און האָבנדיק באַקומען דעם
טיטל באַראָן (פֿון עסטרייכישן קייסער),

Die jüdischen Geschichtsforscher Graetz und Dubnow lassen kein gutes Haar an Frank. Doch auch in ihren Werken steht nichts, was auf Hochstapelei hinweist bei ihm. Bei Dubnow ist sogar zu lesen, daß es damals üblich war, Neubekehrte zu adeln.

Ich persönlich bin mit vielem bei Frank nicht einverstanden. Aber man sollte doch Objektivität walten lassen. Immerhin war Frank eine geschichtliche Persönlichkeit – ein Wahrheitssucher. Jeder Wahrheitssucher wird von Opportunisten bekämpft oder gekreuzigt, verbannt oder verbrannt. Dennoch bereichern nur solche Persönlichkeiten die Kulturgeschichte der Menschheit.

Ob es einem politischen Rundfunkkommentator, einem Christen und Deutschen zusteht, über Frank zu Gericht zu sitzen und ihn mit Bezeichnungen wie „Hochstapler“ und „Aftermystiker“ zu belegen, ist eine Frage des Geschmacks. Was würde wohl Herr Martini dazu sagen, wenn ich eine ähnliche christliche Gestalt der „Hochstapelei“ bezichtigen wollte?

(Martini)

„Die im 9. Jahrhundert entstandene jüdische Sekte nennt man nicht „Karaimer“ (S. 246), sondern Karäer.“

(Burg)

„Karaim“ – „Karaimer“ ist die Schreibweise der letzten Jahrzehnte.

In einem Brief vom 6. 2. 1962 an den Damm-Verlag in München schreibt Herr Martini auf S. 4: „Karaimer Juden“ ist eine – wohlwollend ausgedrückt – eigenwillige Wortbildung, mit der der Verfasser offensichtlich die „Karäer“ (hebräisch: … ., und später „Karaim“) meint …“

Wenn also „Karaim“ das Stammwort ist, welche daraus gebildete Ableitung ist dann logischer: „Karäer“ oder „Karaimer“?

In einem weiteren Brief an den Damm-Verlag unter dem 28. 2. 1962 schreibt Herr Martini auf S. 4: „Die Bezeichnung „Karaimer“ ist allerdings die „neueste“ Benennung! Sie stammt aus dem

Jahre 1962, und zwar von Burg (höchstens hat er sie von anderen Ignoranten übernommen).“

Irre ich mich darin, wenn ich annehme, daß Herr Martini zu diesen Ignoranten auch Ben Gurion zählt? Die „Neue Jüdische Zeitung“, München, bringt in Nr. 522 vom 24. 11. 1961 die Meldung aus Jerusalem: Ben Gurion habe im dortigen Parlament erklärt, die Karaimer wären gute Juden.

„Jüdisches Lexikon“, Bd. III, Spalte 590: „Karäer „zuletzt Karaim“. Max Kaufmann „Churbn Lettland“, Selbstverlag München 1947, S. 105: „Karaimischen Familie“

Graetz „Volkstümliche Geschichte der Juden“, Bd. I, S. 273: „Seine Jünger nannten sich nach ihm Ananiten und Karäer (Karaim, Karaimen) …“

„Der Große Brockhaus“, 1955, S. 236: „Karäer, Karaiten, Karaim“ „Jüdische Volks-Enzyklopädie“, Bd. II, Sp. 664, schreibt nur von „Karaimer“. Hinsichtlich der Entstehungszeit dieser Sekte sind die Forscher nicht einig.

קאַראַאימער (קראים) נאָמען פון
מיטגלידער פון אַ יידישער סעקטע; אי־
רע מיטגלידער האַלטן נאָר פון די
מצוות, וואָס זענען פאַראַן אין תנ״ך
(תורה שבכתב), דאַקעגן אַנערקענען זיי
נישט די אַלע **מצוות און** פירושים צו
מצוות, וואָס זענען **פאַראַן** נאָר אין תורה
שבעל פה (משנה און גמרא). זיי רופן
זיך „קראים“, אויך „בני מקרא“, „בעלי
מקרא“. פון וואָרט „קרא“ („לייענען“).

(Martini)

„Sie verwarf nicht die mündliche Überlieferang schlechthin, sondern nur die vom Talmud fixierte, sie hatte eine eigene mündliche Überlieferung, die „ssevel hajj“ ruschah (Last der Erbschaft) …“

(Burg)

Herrn Martinis Schreibweise ist wiederum sehr ungenau; denn in einem Brief vom 6. 2. 1962 an den Damm-Verlag schreibt er auf S. 4: „. . . die sevel hajj'schurah (Last der Erbschaft) …“

Einmal also „ssevel“, dann „sevel“, einmal „hajj'schurah“.

„Jüdisches Lexikon“, Bd. III, Sp. 591: „sewel hajeruscha“ (Erbschaftslast)

„Encyclopaedia Judaica“, Bd. IX, Sp. 924: „sebel ha-Jeruscha“.

(Martini)

„Nicht sie, sondern die Massoreten (8. und 9. Jahrhundert n. Chr.) haben die Punktation (Vokalisation) zum hebräischen Alphabet geschaffen.“

(Burg)

„Encyclopaedia Judaica“, Bd. I, Sp. 70 f: „Der erste Massoret, der sich mit dem Problem des Punktierens der hebräischen Buchstaben befaßt hatte, soll der Gelehrte Aaron Ben Moses Ben Ascher in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts sein.“

Nach Angaben der größten jüdischen Historiker und Bibelforscher wie Firkowitsch, Fürst und Graetz war Aaron – wie auch sein Vater Moses – **Karaimer**.

S. Wininger „Jüdische Nationale Biographie“, Czernowitz 1925, S. 294: „Nach Pinsker soll Ben Ascher Karäer gewesen sein.“

Es sei nebenbei bemerkt, daß auch der Karaimer David Alfassi das erste hebräische Lexikon herausgebracht hat. Die Karaimer nannten sich auch im Gegensatz zu den Talmudisten Israeliten.

Ich füge noch an, **daß die Massoreten es waren, die den Gottesnamen JHWH durch Punktation vokalisierten, so daß sich die Form Jehova ergab.**

H. Graetz „Volkstümliche Geschichte der Juden", Bd. II, 1923, Berlin-Wien, S. 275: „Die Einführung der Vokal – und Akzentzeichen zur Belebung des Textes … Die Karäer waren es, welche die hebräische Grammatik zuerst angebaut haben“. S. 277: „Die Massora, wie die hebräische Grammatik und die Bibelkunde, blieben mehr als ein Jahrhundert das Forschungsgebiet der Karäer, von dem sich

die Rabbaniten fernhielten.“

Wenn Herr Martini (siehe Absatz „Sachlich unglaubwürdig“) mich angreift „… daß er von jüdischen Dingen schlechthin keine Ahnung hat …“, so will er doch offenbar damit ausdrücken, daß er selbst sehr viel Ahnung hat. Wie kommt es dann, daß er nicht weiß, **daß die Massoreten durchweg Karaimer waren?**

Die Schreibweise, deren sich Herr Martini für hebräische Wörter bedient, ist nicht nur unzeitgemäß, sondern auch wenig mutig. Ich habe mich nicht hinter Apostrophe versteckt, sondern hatte immer den Mut, die Vokale zu schreiben.

(Martini)

„Ähnlich verworren arbeitet der Autor auf dem historischen Sektor. So war etwa Max Nordau kein „Österreicher“, wie Burg meint (S. 254), sondern in Budapest geboren.“

(Burg)

Zu Max Nordaus Lebzeiten gab es eine österreichisch-ungarische Monarchie. Ungarn gehörte also zur Krone Österreichs, natürlich einschließlich seiner Hauptstadt Budapest. Folglich war Nordau Österreicher, so gut wie jeder Bayer als Deutscher anzusprechen ist. Man sprach zwar damals von „Österreich-Ungarn“, eben der Doppelmonarchie. Aber niemand hätte je gesagt: Er ist ein Österreich-Ungar! Wenn aber – nach Herrn Martini – Max Nordau kein Österreicher war, was war er dann? Warum gibt Herr Martini nicht die nach seiner Meinung richtige Volkszugehörigkeit Nordaus bekannt? Tadeljongliererei!

(Martini)

„Daß England Palästina „praktisch dreimal vergab“, … es findet aber keine Stütze …“

(Burg)

J. Kreppel „Juden und Judentum von Heute“, Amalthea-Verlag, Zürich - Wien - Leipzig 1925, S. 429: „Man hat in London die Balfour-Deklaration erlassen und machte gleichzeitig den Arabern Versprechungen, die diese als Negierung der Deklaration auffassen – der Text der Deklaration an die Araber, die während des Krieges erfolgte, ist bis heute nicht veröffentlicht worden –, man gab dem Vatikan gewisse Zusicherungen, ohne sich über deren Tragweite Rechenschaft zu geben.

Arnold Schoenenberg „Der Nahe Osten rückt näher“, Isar Verlag, München 1957, S. 35: „Eine genaue Untersuchung der drei Abkom-

men und Zusagen an Araber und Juden während des ersten Weltkriegs." Im „Angriff" vom 17. 6. 1939 ist auf S. 2 zu lesen vom Mc Mahon-Brief, dem Sykes-Picot-Abkommen und der Balfour-Deklaration. M. Y Ben-Gavriel, „Israel, Wiedergeburt eines Staates", Janus-Bücher, Bd. 4, bringt auf S. 42 folgende Worte Ramsay Macdonalds, Ministerpräsidenten (Premierminister) der ersten Labour-Regierung: „Wir haben die Araber zur Revolte gegen die Türkei ermutigt, indem wir ihnen ein Königreich mit Einschluß Palästinas versprachen, zur gleichen Zeit haben wir den Juden für ihre Hilfe versprochen, ihnen Palästina zur Verfügung zu stellen, und gleichzeitig haben wir mit Frankreich im geheimen das Sykes-Picot-Abkommen geschlossen, welches eben dieses Territorium in zwei Teile teilt, das unser Generalgouverneur von Ägypten den Arabern versprach."

„… Briefwechsel zwischen MacMahon …"

M. Y. Ben-Gavriel, „Israel, Wiedergeburt eines Staates", Janus-Bücher, Bd. 4, S. 42:

„… McMahons ausgenommen."

Wenn man dem verteufelten Autor jede Kleinigkeit bekrittelt, und einen ganzen Absatz mit „Schreibweise ungenau" betitelt, muß man selbst bekannte geschichtliche Persönlichkeiten richtig schreiben.

(Martini)

„Die „Jüdische Legion" (38., 39. und 40. Bataillon der „Royal Fuseliers") wurde 1920 nicht gegründet (S. 269*), sondern demobilisiert." [* *Irrtum von J.G. Burg : im Artikel steht S. 266 – der Bearb.*]

(Burg)

Zunächst ist wieder die Schreibweise ungenau: es heißt nicht „Royal Fuseliers", sondern „Royal Fusiliers".

„Encyclopaedia Judaica", Bd. X, Berlin 1934, Sp. 733: „Royal Fusiliers"

„Jüdisches Lexikon", III, Berlin 1929, Sp. 1013: „Royal Fusiliers". **Im übrigen steht auf S. 269 von „Schuld und Schicksal" weder etwas vom „38., 39. und 40. Bataillon" noch etwas von „Royal Fusiliers" zu lesen.** Herr Martini befindet sich im Irrtum, wenn er glaubt, ich hätte mit dem von mir erwähnten Selbstschutz in Form einer Legion die „Jüdische Legion" gemeint, von der er hier spricht.

(Martini)

„… sie diente auch nicht dem „Selbstschutz"."

(Burg)

„Encyclopaedia Judaica", Bd. VIII, Sp. 727: „Als er (Jabotinski)

1920, angesichts der arab. Unruhen, wieder einen jüdischen Selbstschutz organisierte.“

(Martini)

„Vladimir Jabotinski gründete die Revisionistische Partei nicht 1923 (S. 310), sondern 1925.“

(Burg)

„Jüdische Volks-Enzyklopädie“, Bd. I, Sp. 834:“ … und 1923 gründete er (Jabotinski) die Revisionistische Partei …“

„Philo-Lexikon. Handbuch des jüdischen Wissens“, Philo-Verlag 1937, Sp. 315: „Jabotinsky … Seit 1923 Führer d. Z.-Revisionisten“
„Encyclopaedia Judaica, Bd. VIII, Sp. 727: „1923 begann er (Jabotinski) seinen Kampf gegen die Politik der zionistischen Leitung und gründete die „Revisionistische Organisation“ …“

Max Kaufmann „Churbn Lettland“ München 1947, S. 40: „17. Dez. 1923 gründete Wolf Zabotinski (Wladimir Jabotinski) in Riga-Lettland die revisionistisch-zionistische Bewegung Betar …“

Warum übrigens schreibt Herr Martini „Vladimir“ anstatt dem Duden entsprechend „Wladimir“? „Wladimir“ ist die allgemein im Deutschen übliche Schreibweise.

1918); אין 1923 געגרינדעט די רעווי־
זיאָניסטישע פּאַרטיי, נאָכער דעם „ביתר“;

(Martini)

Einerseits haßt der Autor den Zionismus, andererseits läßt er Sympathien für Jabotinski erkennen, der doch in besonders profilierter Weise gerade das verkörpert, was Burg am Zionismus verabscheut; der Widerspruch ist nur dadurch zu erklären, daß Burg weder vom Zionismus noch vom Revisionismus zulängliche Vorstellungen hat. Die Geschichte des zionistischen Sozialismus wird völlig falsch und undifferenziert dargestellt. (S. 314)

Gerade wegen ihrer ideologischen Eigenständigkeit besonders interessanter Gruppen wie der „Hapoel Hazair“ und die „Zeire Zion“, die überdies eine bedeutsame Rolle gespielt haben, kennt Burg offenbar noch nicht einmal dem Namen nach.“

(Burg)

Es muß „interessante“ und nicht „interessanter“ Gruppen heißen.

(Martini)

Im Gegensatz zu Burgs Behauptung (S. 315) können sie (die Araber) Mitglieder der „Histadruth“ (Gewerkschaft) werden.“

(Burg)

Herr Martini zitiert ungenau; der Satz in „Schuld und Schicksal“ lautet auf S. 315 wörtlich: „Bekanntlich werden die Araber, die politisch und wirtschaftlich auf das schwerste unter Druck gesetzt sind, nicht einmal in die Gewerkschaften aufgenommen.“ Nun, Herr Martini versucht sich hier als profunder Kenner auszuweisen, indem er erläutert: „Histadruth (Gewerkschaft).“

Aber

1. schreibt man im allgemeinen „Histadrut“ ohne das Schluß-h.

2. heißt „Histadrut“ nicht „Gewerkschaft“, sondern „Organisation“ (siehe H. Torczyner „Deutsch-hebräisches Wörterbuch“, Tel-Aviv 1945, S. 182, weiter „Jüdisches Lexikon“ Bd. II, Sp. 1629 f., „Juden und Judentum von heute“ S. 473, Encyclopaedia Judaica“, unter H, Sp. 107 und 175, „Philo-Lexikon, Handbuch des jüdischen Wissens“, 1937, Sp. 296.“ Jüdische Volks-Enzyklopädie“, Bd. I, Sp. 743: „Die moderne Übersetzung des hebr. Wortes Histadrut ist Organisation. In Israel sind mehrere Gesellschaften mit dem Namen Histadrut vorhanden.“

   Auch „Encyclopaedia Judaica“, Bd. IX, Berlin 1932, Sp. 570: „Allgemeine Arbeiterorganisation (Histadrut)“

3. „Gewerkschaft heißt im Hebräischen „Imonijo“ (Torczyner, aaO. S. 110).“

Übrigens stimmt doch meine Feststellung, daß Araber nicht einmal in die Gewerkschaften aufgenommen werden, obwohl ich nicht politischer Kommentator des Bayerischen Rundfunks bin. Ich greife aus der Fülle meiner Beweise einen heraus:

Franz Josef Strauß „Meine Reise nach Israel, Sonderdruck der Allgemeinen Sonntagszeitung ASZ, Verlag Johann Wilhelm Naumann, Würzburg, S. 1, II Sicherheit:
„Sie (die Araber) sind nach dem Gesetz gleichberechtigt, haben eigene Schulen, eigene Gewerkschaftsvertreter, eigene Verwaltungen.“

Wenn die Araber Mitglieder der hebräischen Gewerkschaften werden könnten, so brauchten sie doch keine eigenen zu haben!

Erläuternd sei ergänzt: In der Bundesrepublik können Gastarbeiter Mitglieder deutscher Gewerkschaften werden, d. h., es gibt bei uns keine eigenen Gewerkschaften für Gastarbeiter. Hingegen kann in Israel ein Araber, der ja auch israelischer Staatsangehöriger ist, nicht Mitglied einer israelischen Gewerkschaft werden.

William Schlamm Wer ist Jude? Seewald Verlag 1964, S. 109. „Was aber ist ‚Histadrut'"? Die umfassendste, vollendetste, erfahrenste **Organisation** sozialistischer Entschlossenheit …"

Albert von Haller
„Die Letzten wollen die Ersten sein" Econ-Verlag-Düsseldorf-Wien 1963 S. 104
„in der Organisation des israelischen Gewerkschaftsverbandes Histadruth."
S. 254 „So war die große Straßen- und Wohnbaugenossenschaft Solei Boneh (zum Komplex der Histadrut gehörend)"
S. 256 „die israelische Gewerkschaftsorganisation Histadrut."

ההסתדרות הציונית בגרמניה
סניף מינכן, רח' גיבל 3 („מועדון")

ZIONISTISCHE ORGANISATION IN DEUTSCHLAND
ORTSGRUPPE MÜNCHEN · GEIBELSTRASSE 3 · (KLUB „MOADON")

(Martini)

„Die orthodoxe Partei „Misrachi" leitet ihren Namen nicht von „morgenländisch" ab (S. 311), sondern er entstand durch die Zusammenziehung von „Merkas ruchani", das ist „geistiges Zentrum"."

(Burg)

Vorausgeschickt: Was ein Wort bedeutet und wo es herkommt, das ist zweierlei. Ich habe auf S. 311 lediglich behauptet, Misrachi zu deutsch „morgenländisch".

(Martini)

Die Misrachi ist eine orthodoxe zionistische Organisation im Gegensatz zur Agudath Israel, die nichtzionistisch ist.
„Daß Mitglieder der orthodoxen „Agudath Jissrael" nicht nach Palästina auswandern durften, widrigenfalls sie „wie Tote" behandelt wurden (S. 311), ist eine kuriose These."

(Burg)

Hier wenigstens hätte der Kritiker vorsichtiger sein müssen; denn je-

ne Persönlichkeit, welche er offenbar vorbehaltlos verteidigt, hat diese kuriose These auch im Jerusalemer Parlament, etwa im Mai 1960, verkündet, und zwar ist es kein Geringerer als Ben Gurion.

„Philo-Lexikon Sp. 11 „Agudas Jisroel“

„Jüdisches Lexikon“ Bd. I, Sp. 124: Agudas Jisroel“

„Agudath“ wird auch ohne h und „Jissrael“ nur mit einem s geschrieben.

„… schrieb aus Wien Rabbiner Dr. Pinchas Kohn, der Präsident der Aguda Jisroel …“
(„Allg.“ 1. 8. 80 S. 11 Sp. I)

(Martini)

Die „Alliance Israelite Universelle“ heißt nicht „Alliance Israelites“ (S. 265), die PICA (Palestine Jewisch Colonization Association) nicht „Pika“.

(Burg)

Hingegen hat der Rezensent mit Alliance Israelite Universelle und mit PICA recht. Letzteres wird mit C geschrieben, nicht mit K. Es scheint indessen für ihn als Publizist und Rundfunkkommentator beträchtlich wichtiger zu sein, festzustellen, daß ein C mit einem K verwechselt wurde, als z. B. die Angelegenheit Eichmann-Brand zu beleuchten, bei der es um die Rettung von 2½ Millionen Juden ging.

(Martini)

Kibuzz gleich Kommunismus?

In den Kibbuzim sieht Burg nur die Verwirklichung eines „Kommunismus“, von dem „Ulbricht und Genossen ihren Bauern nichts zu sagen wagen“ (S. 298). Nicht nur kann man, wenn man nicht die Ideologie, sondern das bloße Fehlen von Privateigentum zum einzigen Kriterium erhebt, mit dem gleichen „Recht“ auch katholische Klöster „kommunistisch“ nennen, sondern Burg weiß auch nichts von der Geschichte der Kibbuzim und ihren erheblichen ideologischen Differenzierungen; ebenso ist es ihm entgangen, daß sie längst die Siedlungsform des „Moschav Ov’dim“ überflügelt hat. „Haschomer Hazair“ (nicht „Haschomer Hazayir“) ist Singular, die Mitglieder werden im Plural „Schom’rim“ (nicht „die Haschomer Hazayir“ – was keinen Sinn ergibt) genant; diese Organisation hat auch nicht „die ersten Kibbuzim“ gegründet (S. 309), der erste Kibbuz entstand vielmehr schon 1908, während der Haschomer Hazair erst 1922 einen Kibbuz (Beth Alpha) gründete.

(Burg)

„Jüdisches Lexikon“ 1929, Bd. III, Sp. 684: „Was die innere Organisation der K. betrifft, so gibt es verschiedene Grade des Komunismus.“

Arnold Schoenenberg, aaO, S. 144: „Kibbuz; d. h. „Zusammenschluß“ und bezeichnet in Israel eine meist auf sozialistischer Basis aufgebaute Siedlungsform.“

Martini schreibt: „Moschav Ov’dim“

Philo-Lexikon Sp. 489: „Moschaw Owedim“

Jüdisches Lexikon Bd. VI/I Sp. 300 „Moschaw Owedim“

(Martini)

„der erste Kibbuz entstand vielmehr schon 1908“

(Burg)

Herr Martini irrt: Kibbuzim wurden erst nach dem ersten Weltkrieg gegründet. Vorher gab es nur „Kwuza“ (Einzahl von „Kwuzot“). Siehe dazu auch „Süddeutsche Zeitung“ vom 24. 6. 1964, S. 12: „Ist Israel ein sozialistischer Staat?“

Philo-Lexikon, aaO, Sp. 366: „Kewuza … Erste K. wurde 1909 in Dagania gegründet.“

„Jüdisches Lexikon Bd. III Sp. 775: „Kolonien … Seit 1909 entstanden zuerst in Sedschera, dann in Daganja spontan landwirtschaftliche Arbeiterproduktivgenossenschaften (s. Kewuza). Diese Kolonisation wurde bis zum Weltkrieg vom Keren Kajemeth finanziert.“ Manfred Reifer, „Menschen und Ideen“, Feuchtwanger-Tel-Aviv 1952, S. 155 : „… verweilten wir in Dagania, der Mutter der Kwuzoth …“

Nicht nur ich, auch mein Verreißer scheint sich einer ungenauen Schreibweise zu bedienen: Bei seiner Zwischenüberschrift „Kibuzz gleich Kommunismus?“ sind ein b und zwei z zu lesen, im Text hingegen wiederholt zwei b und ein z.

Kuriose Thesen

(Martini)

„Die zionistischen Landkäufe (gemeint sind offenbar nur die des Keren Kajemeth Lejissrael – nicht „Kern Kayemeth le Israel“, wie Burg stets schreibt)“

(Burg)

Z. B. S. 302 ist „Kern Kayemeth le Israel“ … kurz benannt „Kern Kayemeth“ und noch 4mal gekürzt zu lesen. „Stets“ ist alles übertrieben.

Philo-Lexikon Sp. 378: „K. K. Lejisrael“.

Jüdisches Lexikon Bd. III Sp. 656: „K. K. Lejisrael“.

Herr M. ist großzügig und schreibt: „Lejissrael“ mit zwei s.

(Martini)

„HIAS“ bedeutet „Hebrew Sheltering and Immigration Aid Society“ nicht „Hebraic Immigration Aid Society (S. 347).“

(Burg)

In „Schuld und Schicksal“ ist nicht „Immigration“ sondern „Immigrant“ zu lesen.

„Hebrew“ statt „Hebraic“ ist zutreffend.

„Jüdische Volks-Enzyklopädie“, Bd. I, Sp. 723: „HIAS von den Anfangsbuchstaben Hebrew Immigrant Aid Society“

„Encyclopaedia Judaica“, Bd. VIII, Sp. 25: „HIAS (Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society of America), … entstanden aus der „Hebrew Sheltering House Association“ … und der „Hebrew Immigrant Aid Society“.

Jüdisches Lexikon Bd. II Sp. 1589:
„Hias (Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society of America …)
Philo-Lexikon Sp. 292 „Hias-Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society of America“.

Vor mir liegt ein Schreiben der HIAS aus München vom 12. 1. 1954. Sein gedruckter Briefkopf lautet:

HIAS

HEBREW IMMIGRANT AID SOCIETY

MUNICH (GERMANY) 10 MÖHLSTRASSE · PHONE MUNICH CIV. 458303, 458667

Munich, 12th Januar 1954

Man darf annehmen, daß die Angehörigen der HIAS sich darüber Rechenschaft abgelegt haben, welchen Aufdruck sie ihren Briefen geben wollten.

(Martini)

Fatale Verwechslungen

„Der „Keren Hajessod“ (Nicht „Kern Hayessod“) wurde nicht auf

dem zionistischen Weltkongreß in London 1920 gegründet (S. 301), sondern auf der zionistischen Jahreskonferenz: 1920 fand kein Kongreß statt.“

(Burg)

In der „Jüdischen Volks-Enzyklopädie“, Bd. II, Sp. 738 steht, daß 1920 ein zionistischer Kongreß stattfand.

(Martini)

„Es gibt auch keinen „zionistischen Weltkongreß“, sondern nur einen Kongreß der Zionistischen Organisation (Z. O.), deren Parlament er ist.“

(Burg)

Philo-Lexikon Sp. 829: „Zionistenkongresse.“

Jüdisches Lexikon Bd. IV/2 Sp. 1622 „Zionistenkongresse“.

Philo-Lexikon Sp. 291: „Herzl. (1897) gründet Herzl die Zionistische Weltorganisation“

Sp. 697: Sokolow. Präs. 1931/35 d. z. Weltorganisation.“

Es ist ungenau und unlogisch, von einer „Zionistischen Organisation“ zu sprechen. Es kann und darf nur „Zionistische Weltorganisation“ heißen. Zionistische Organisationen existieren nämlich zu hunderten. Jeder Staat, jedes Land hat doch eine zionistische Organisation.

„Juden und Judentum von heute“, S. 594: „Zionistische Weltorganisation“

A. Schoenenberg aaO., S. 34, 70 ff. : „Zionistische Weltorganisation“

Brief Winfried Martini vom 6. 2. 1962 an den Damm-Verlag, S. 2, Absatz 3: „… innerhalb der Zionistischen Weltorganisation …“

Der Schriftsteller Martini ist doch gewiß identisch mit dem Kritiker Martini. Der erstere schreibt in seiner Broschüre „Die Legende vom Hause Ludendorff“ auf S. 91:

„… Zionistische Vereinigung für Deutschland, also der deutschen Sektion des Zionistischen Weltverbandes, …“

„Zionistischer Weltverband“ ist genauso falsch wie „Zionistische Organisation“. Es scheint, daß der Autor im Jahre 1962 nicht mehr so genau wußte, was er im Jahr 1949 geschrieben hatte.

(Martini)

„Weizmann ist niemals Präsident des Kongresses (S. 123), sondern Präsident der Z. O. gewesen.“

(Burg)
Genau genommen stimmt es, daß Weizmann nicht Präsident des Kongresses war. Aber es ist üblich, sich so auszudrücken. Auch hier aber hätte es wiederum heißen müssen „Zionistische Weltorganisation“.

Meyers Konversations-Lexikon, Bd. XII, 1930, Sp. 1196: „Weizmann … Präsident der Zionistischen Weltorganisation“.

Alex Weissberg „Die Geschichte von Joel Brand“, Köln-Berlin 1956, S. 237: „Chaim Weizmann, den Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation“.

William Schlamm S. 199 „Der Präsident der Zionistischen Weltorganisation“.

(Martini)
„Er bringt als „Beweis“ für Geschichten, von denen jedenfalls eine (S. 72) sich zumindest nicht in der geschilderten Form abgespielt haben kann, Photokopien von irgendwelchen jiddischen Zeitungen, die er aber nicht nennt. Abgesehen davon, daß Zeitungsartikel nicht ohne weiteres Quellenwert besitzen, …“

(Burg)
Ich gebe Herrn Martini ohne jede Einschränkung recht. Wie wenig Quellenwert Zeitungsartikel tatsächlich besitzen, dafür hat Herr Martini mit seinem Zeitungsartikel „J. G. Burgs schlichte Zeilen“ den schlagendsten Beweis geliefert, (in CHRIST und WELT vom 23. 3. 62 Seite 16)

(Martini)
„Übersetzt Burg, wohl im Vertrauen darauf, daß seine Leser der hebräischen Schrift noch unkundiger sind als er selbst, die „Dokumente“ auch noch falsch („Erez Jissrael“ mit „Staat Israel“, den es 1934, als sich die geschilderte Szene abgespielt haben soll, noch gar nicht gab!)“

(Burg)
„Jissrael“ zu schreiben ist nicht üblich; die durchaus gebräuchliche Schreibweise ist „Israel“ „Erez“ habe ich mit gutem Grund mit „Staat“ übersetzt, da – geographisch gesehen – ein „Land“ Israel nicht existiert, sondern nur ein „Staat Israel“.

In einem Brief an den Damm-Verlag unter dem 6. 2. 1962, S. 8, Absatz 3, schreibt Herr Martini: „Der Peel-Plan (1937) … der jüdische Staat sollte nicht …“

Von welchem „jüdischen Staat“ war schon 1937 die Rede?

Ein Kenner der zionistischen Geschichte sollte doch wissen, daß in zionistischen Kreisen niemals ein „jüdischer“ Staat geplant war. Es war immer nur von einem „israelitischen Staat“ oder „israelitischem Land“ die Rede.

(Martini)

„Will Burg seine „Objektivität“ beweisen und unsere Gunst erringen, wenn er gegen den Schwarzen Markt der ersten Jahre nach 1945 und gegen die Juden, die ihn belebt haben, wettert? Aber uns Deutschen bot der Schwarze Markt damals die einzige Möglichkeit, gesund zu bleiben und zu überleben; er allein funktionierte, weil er auf den Prinzipien der freien Wirtschaft beruhte (vielleicht mißfiel er gerade deswegen Herrn Burg, der dem jüdischen sozialistischen „Bund“ angehört haben will!), die Schwarzhändler also die Wirtschaftspolitik Erhards vorweggenommen haben. Jeder Vernünftige wird ihrer dankbar gedenken.“

(Burg)

Ich habe weder gegen den Schwarzen Markt, noch weniger aber gegen die Juden dort gewettert.

(Martini)

„Gewiß ist es töricht, wenn ein Jude sich uns gegenüber zu dem Prinzip bekennt: „Sprich nicht: wie er mir getan, so will ich ihm tun.“ (S. 370).

(Burg)

In der Antwort auf eine Zuschrift aus Leserkreisen, die sich mit der Besprechung von „Schuld und Schicksal“ befaßte, schreibt Herr Martini am 19. 5. 1962: „Leider ist der Zeitschrift ein Druckfehler unterlaufen. In der 1. Zeile des viertletzten Absatzes steht „töricht“, in meinem Manuskript stand selbstverständlich „tröstlich.“

Ich glaube durchaus, daß dies stimmt. Setzer sind auch Menschen, und jedem Menschen können Fehler unterlaufen. Aber hätte nicht Herr Martini aus jahrelanger Erfahrung als Publizist wissen müssen, daß die 1. Auflage von „Schuld und Schicksal“ ebenfalls auf diese Weise entstandene Fehler enthalten konnte. Das zog er nicht in Betracht.

Dann aber bleibt noch eine Frage offen: wie merkwürdig es doch ist, daß Herr Martini an dem ganzen Buch nur einmal auch etwas Gutes entdeckt. „Gewiß ist es tröstlich …“ – und gerade dies eine Gute wird dann durch einen Satzfehler in das Gegenteil verkehrt!

Hätte Herr Martini nicht soviel Liebe und Mut zur Wahrheit, so-

viel Fairneß besitzen müssen, in der folgenden Ausgabe der Zeitung wenigstens diesen Fehler zu berichtigen?

(Martini)

„Und man darf wohl ungeniert an dem Verstande des Autors zweifeln, wenn er S. 308 schreibt „auch unter den Nazis“ hätten die Juden bis zum Kriege „Rechtsschutz“ genossen.

Wohl gab es damals einzelne Richter, die Juden gegenüber auch „arischen“ Prozeßgegnern Recht werden ließen oder ihnen sonstwie halfen, aber **typisch** war das nicht. Da der „Afterparagraph“ die „Nürnberger Gesetze“ oder die wüsten Vorgänge im Zusammenhang mit dem 9. November noch vor dem Kriegsausbruch datierten, so wären sie wohl auch als Beispiele des „Rechtsschutzes“ zu feiern? Und die angedeutete Parallele zwischen den „grauenhaften Bombennächten“ und der „Endlösung“ (S. 369) mag herzensgut gemeint sein, doch sie erhält nicht dadurch einen Sinn, daß ein Jude sie sieht. Den Juden ist nicht in einzelnen Nächten, sondern ununterbrochen Furchtbares zugefügt worden, ihr Leidensweg begann nicht erst im Kriege, sondern schon sechseinhalb Jahre vorher. Die strategischen Flächenbombardierungen hingen ursächlich mit dem Krieg zusammen, sie waren militärisch motiviert, auch wenn die an sie geknüpften Erwartungen – schnellere Brechung der Widerstandskraft und Zerstörung der Rüstungsindustrie – nicht in Erfüllung gingen. Überdies konnten wir uns wehren. Die „Endlösung“ dagegen hatte mit dem Krieg nur zeitlich einen Zusammenhang. Hinter ihr standen keine militärischen, wenn auch noch so falschen, Erwägungen; und die Juden konnten sich nicht wehren. Schließlich kennt der moralische Bereich nicht das zivilrechtliche Institut der Aufrechnung und das Strafrecht läßt das „tu quoque“ nicht als Exkulpation gelten.

Die Gefahr des Buches liegt darin, daß kaum ein deutscher Leser ahnt, wie radikal die Juden durch den Assimilationsprozeß ihr Wissen um jüdische Dinge verloren haben. Er ist daher geneigt, einen Juden, der über jüdische Themen schreibt, ohne weiteres für kompetent zu halten – ein weitverbreiteter Irrtum. Nur diese Gefahr rechtfertigt die Länge unserer Rezension.

(Burg)

Der Deutsche Martini macht es genau wie der jüdische Chauvinist. Der letztere sieht nur die an Juden begangenen Verbrechen und scheint nichts von den Morden zu wissen, die aus der Luft hunderttausendfach an deutschen Menschen verübt wurden. – Der erstere,

Herr Martini, sieht nur das den Juden zugefügte Unrecht; alles, was seinem eigenen Volk geschah, war für ihn kriegsbedingt und ist in keiner Weise mit der jüdischen Tragödie vergleichbar.

(Martini)

Wir haben nur eine bescheidene Auswahl von Sachirrtümern und Unsinnigkeiten geboten; tatsächlich aber breitet Burg in nahezu jedem Absatz seine Unkenntnis aus. Während der Klappentext das Buch als eine „meisterhafte Analyse“ (!) bezeichnet, spricht der Autor nur von seinen „schlichten Zeilen“ (S. 370). Indes würde selbst das Prädikat „allzu schlicht“ den auf 370 Seiten zusammengetragenen Ungereimtheiten noch unziemlich schmeicheln.

Koryphäenhaft erfüllte Zions
unbeschnittenes Trojanisches
Galapferd seinen Auftrag

J. G. Burg

„Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe (= Opfer von 100 Stieren) dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.“

(Ludwig Börne, Fragmente und Aphorismen)

Auch in der Wahrheitsforschergilde befinden sich einige von der Umerziehungszentrale Eingeschmuggelte. Mit Januslarven kosmetisiert, agieren sie wie ein Trojanisches Pferd. Als „perfekte Kenner“ in jüdisch-zionistischen Belangen sind sie auch auf diesem Gebiet tätig. Ihre Hauptaufgabe ist es, das deutsche Volk durch Desinformationen zu analphabetisieren. Alle halten sich für „echte“ Arier des deutschen „Am niwchar“ (= Auserwähltes Volk). Als solche soll ihre destruktive Tätigkeit leichter sein, damit ihre Regisseure Reparationsgelder müheloser kassieren können. Sie leben durchwegs von Lug und Trug, auch von Plagiat.

Ohne beschönigende Umschreibung nach Talmud-Euphemismus (Beschäftigung) suggerieren die Herren, sie wären Geschichtsrevisionisten.

Führend, wie kann es anders sein, ist der traurig bekannte Winfried Martini.

Es ist verständlich, wenn Martini als Zensor im Sinne der Zionisten auftritt, hat doch auch er eine Last aus der Vergangenheit zu tragen. Er war immerhin als Vertreter „reichsdeutscher Interessen“ und nicht als Emigrant von 1935 bis 1937 in Palästina.

Dagegen wurde Adolf Eichmann, als von Ben Gurion eingeladener Gast, nach 3 Tagen von der englischen Geheimpolizei des Landes verwiesen.

Martini setzte die Kooperation mit den Zionisten 1945 in der US-Zone fort und wurde, im Gegensatz zu Millionen hungernder Deutscher, doppelt verpflegt. Ein CARE-Paket bekam er vom jüdischen Zentralkomitee und ein weiteres von den Amerikanern; war er ja auch bei der „Entnazifizierung“ tätig. Er bedankte sich unter anderem 1949 mit der Veröffentlichung der Broschüre: „Die Legende vom Hause Ludendorff.“ Mit sein besser „Wissen“ besaß er die chuzpe, die wehrlose Dame, Dr. Mathilde Ludendorff, sogar der Hochstaplerei zu bezichtigen und schreibt:

> „In Auschwitz … wurden alle (gemeint Juden – Verf.) vergast“, und „Hitler … wollte sie (gemeint Juden – Verf.) alle vernichten“.

Bezüglich deutschen Antisemiten schreibt er:

> „… kam in der Regel mit einer „Strafe“ von 1–2 Jahren in einem beschaulichen Arbeitslager davon, statt an den Galgen gebracht zu werden …“

Und der prozionistische, nach Gerechtigkeit lechzende Martini klagt:

> „Auf diese Weise gerieten die Menschen, die keine Strafe verdienten, ins „Arbeitslager“ und solche, die sie verdienten, weder ins Zuchthaus, noch aufs Schafott.“

Als „Auge um Auge“ Adept begründete Martini sein Verlangen damit, daß er „12 Jahre lang zittern mußte“. Nebich, Neblich.

Im Februar 1937 besuchte Feiwel Polkes, Chef der illegalen Palästina Hagana, rechte Hand Ben Gurions, in Sachen Untergrundtätigkeit Eichmann in Berlin. Sie vereinbarten u. a. auch eine intensivere Zusammenarbeit in Bezug auf die jüdische Auswanderung aus Deutschland. Dazu gehörten auch Kontakte mit der Gestapo und dem Berliner zionistischen Komitee. Gegründet wurde auch eine

Fluchthilfe-Organisation, genannt „Hagana-SS“.

Polkes konnte damals erklären:

> „… daß die Zionisten mit den Judenmaßnahmen Deutschlands sehr zufrieden wären, weil man in absehbarer Zeit in Palästina mit einer Mehrheit der Juden gegen die Araber rechnen könne …“

Noch im Oktober des gleichen Jahres besuchte Eichmann nochmals Palästina als Gast seines Kollegen Polkes, der ihn im Namen Ben Gurions nach dorthin eingeladen hatte. Auf deren Konto ist auch zu buchen, der spätere Mord an Vom Rath und die „Reichskristallnachtpogrome“.

Natürlich wird auch diese geschichtliche Tatsache von den Zionhistorikern peinlich als „Nichtgeschehen“ übersehen. Der nichtbeschnittene deutsche Zionologe Martini steckte mit beiden Füßen drin, er würde der Wahrheitsforschung einen einmaligen Dienst erweisen, wenn er wenigstens nur einen Teil seiner damaligen Tätigkeit in Palästina und in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands von 1945 bis 1954 der Öffentlichkeit mitteilen würde. Ihm würde deshalb nichts geschehen, da er sich immer noch unter den Fittichen der CIA-Mossad-Wiesenthal und auch der „Neo-Nazi“ Kreise befindet.

Wo ist er Ideologisch-Politisch-Patriotisch zu Hause?

Der auf den Namen Martini hört, durfte der Bundeswehr und all jenen, die in Betracht kämen, die BRD einmal verteidigen zu müssen, als Idol einen kämpferischen Zionisten vorschlagen, der unter Führung Trotzkis Rote Divisionen im Kaukasus während der Revolution kommandierte.

Die zionistische Jugend in der BRD ist vom Bundeswehrdienst freigestellt, damit sie Zeit habe, in der israelischen Zawa-Armee gedrillt zu werden. Zweck ist, sie bei Kriegsausbruch offiziell in der BRD zu mobilisieren, um sie dann an der israelischen Front kämpfen zu lassen, wie es im Jom Kippur Krieg 1973 der Fall war. Auch darüber verliert Martini keine Silbe.

Herr Martini wurde von der bayerischen Staatsregierung für „verdienstvolle Leistungen“ ausgezeichnet. Zionbutler muß man sein.

Ist der Zion-Schabbesgoj Martini ein zionistischer Bänkelsänger oder nur Jerusalems trojanisches Pferd?

(Schabbesgoj, Bezeichnung des Nichtjuden, der am Sabbat für

den Juden die diesem nach dem Religionsgesetz verbotenen Arbeiten verrichtet, so z. B. für den Juden Licht anzündet oder auslöscht, Briefe öffnet, Feuer anmacht und dergleichen.) Schabbesgoj = Judenlakai.

„Im Jahre 1949 wurde Mathilde Ludendorff wegen angeblicher Begünstigung bzw. Förderung des NS-Systems vor ein Spruchkammergericht beordert."

Martini hielt es für angebracht, gegen die Philosophin, die sich nicht wehren konnte, Haß-Gift-Pfeile abzuschießen um den Entnazifizierungsologen Lakaiendienste zu leisten.

> „Von" Zion und Washingtons „Gunst und Haß verwirrt,
> schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."
>
> (Parodie auf Schillers, Wallensteins Lager, Prolog)

Es wäre gleichermaßen töricht wie vermessen, wollte man abstreiten, daß Schicksal und Schuld immer auch aufeinander zu beziehen sind. Das gilt vor allem im Leben der Völker; es gilt auch mutatis mutandis für das schwere Los der Juden in Mitteleuropa.

„Eine zweite, ganz andere Frage ist, ob man der BRD – mit einer unaussprechlichen und niemals zu tilgenden Schuld am Schicksal dieses Volkes beladen – das Thema „Schuld und Schicksal" im Hinblick auf das Los der Juden heute schon zum Gegenstand einer Untersuchung machen darf, will es scheinen, als habe die deutsche Sprache für alle Zeiten jede Eignung verloren, das Medium für solche Untersuchung zu sein."

Ist die Offizielle Version.

Welche Beweggründe immer einen Autor lenken mögen und wie ehrlich er sich auch um Objektivität bemüht; er fordert es doch geradezu heraus, mißverstanden zu werden; und dies umso mehr, als, entgegen allen den widersprechenden Beteuerungen, mit zeitlichem Abstand die Zahl der ewig pro und contra, die von den grauenvollen Vorgängen im vierten und fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts nichts wissen wollen, eher zu- als abnimmt.

So ist es auch mir, der – was, wenn überhaupt jemand, nur ein Jude tun konnte – in meinem Buch „Schuld und Schicksal" dies gewiß überheiße Eisen angepackt habe, dem fatalen Mißgeschick nicht entronnen, mißverstanden zu werden. Ich wurde dies in doppelter Hinsicht, da man mich einerseits in restaurativen Kreisen als den nur allzu willkommenen Freisprecher von einer unsühnbaren Schuld wertet und belobt, und auf der anderen Seite mit dem "Vorwurf an-

prangert (um nicht zu sagen ‚begeifert'), ich erniedrige mich, als Verräter an meinem Volk, das eigene Nest beschmutze, zum Handlanger und Geschäftsthema hier eben jener Kreise.

Eines war so sicher vorauszusehen, wie das andere. Wahrscheinlich aber zielt beides mit bösem Willen am Kern der Sache vorbei.

Ich bekenne mich zur Überzeugung meiner Väter, die nicht Zionisten waren, ja sogar in diesem Punkt, aus welchen Gründen nun immer, bei mir sehr erheblichen Ressentiments belastet. Offenbar aber wünsche ich aus sehr ehrlichem Herzen eine echte Verständigung zwischen allen Völkern und sehe die BRD, in der ich Heimat und Brot gefunden habe, mit gewissen Gefühlen des Dankes, das Deutsche Volk in seiner Gesamtheit – wie es vormals viele Juden taten – noch immer mit starker Zuneigung. Ich habe in den Jahren der Drangsalierung nahe Angehörige verloren und habe auch an meinem Teil Not, Angst, Verfolgung und Heimatlosigkeit erleiden müssen; ich fände also in meinem eigenen Schicksal kaum einen stichhaltigen Grund, die am Schicksal der Juden nun einmal am meisten Schuldigen zu entlasten und etwa in der Psychose eines hingabebereiteten Opferlamms nun auch die linke Wange hinzuhalten, nachdem die rechte den Streich empfangen. Töricht, dieses mir zu unterstellen. Mir umgekehrt aber vorzuwerfen, ich sei ein Handlanger derer, die sich meiner so geflissentlich und aus durchsichtigen Gründen zur eigenen Entlastung bemächtigen, ist noch böswilliger, da ich ja auf nahezu jeder Seite meines Buches betone, worauf es mir in Wahrheit ankommt: nämlich in einer lärmend und begreiflicherweise (leider mit Unrecht) in anklagendem Ton geführten Untersuchung auch einmal die Gegenstimme aufklingen zu lassen. Ich fühle mich aus meiner Einstellung und aus überempfindlichem Gewissen zu dem Grundsatz aufgerufen: ein jeder kehre zunächst vor seiner eigenen Tür. Meine Motive sind, mag man sich stellen, wie man will, durchaus ehrenwert. Sie sind, das kann erfreulicherweise ausgesprochen werden, von der Mehrzahl der Rezensenten des Buches durchaus in diesem Sinne gewürdigt worden.

Wie sich aber das Gegeneinander der Stimmen ausnimmt, das zeigen die folgende Gegenüberstellung:

Heinrich Zillich in „Südostdeutsche Vierteljahresblätter" XII, München 1963:

> „… Hier spricht ein Jude aus dem Volk, er sucht die
> Wahrheit ohne Haß; er hat den Mut, die Sonde auch bei

den Seinen anzusetzen, und das ist in der deutschen Gegenwart erlösend, eine Tat. Auf Einzelheiten, es sind darunter ungemein erregende, wollen wir nicht eingehen; man soll sie im Buch selbst kennenlernen, und wenn dieses bloß eines erwirkt, daß man neben den Henkern fortan die Heuchler zu sehen sich erkühnt, so hat es seinen Zweck erfüllt."

Demgegenüber

Heinz Elsberg in „Die Mahnung" V, Berlin 1963:

„ES IST EINE SCHANDE! Jüdische Mitbürger als Handlanger von Neo Nazis / Die „Deutsche Soldatenzeitung" fand Aushängeschilder" … „ „Da kann man sich nur schaudernd abwenden und sagen: „Schade, daß Julius Streicher nicht mehr lebt. Er hätte in J. G. Burg einen guten Mitarbeiter für seinen „Stürmer" gehabt.

Dann wieder

in „Deutsche Wochen-Zeitung" V, Hannover 1963:

„Ja, was wollen denn die Genossen von der „Mahnung" noch? Es wäre sehr gut, wenn sie einen Funken von jenem Streben für Freiheit und Recht beweisen würden, das der von ihnen so übel und ungerecht attackierte J. G. Burg längst in aller Öffentlichkeit unter Beweis gestellt hat!"

und endlich

lfd. in „JEDIOTH CHADASHOTH" Tel Aviv 1963:

„Es wäre nicht ausgeschlossen, wenn antizionistische ultraorthodoxe Kreise sich seine Erfahrungen und seine Geschicklichkeit im Tatsachenverdrehen zunutze gemacht hätten, um in deutscher Sprache ein „Aufklärungsbuch" über Israel verfassen zu lassen.
Es ist, so leid es uns tut, dies erklären zu müssen, weder „Schuld" noch „Schicksal", sondern „Schmach" und „Schande".

Nur soweit dies. Läge nicht so viel Brisantes in dem Thema an sich, man könnte darüber zur Tagesordnung übergehen, denn daß ein Buch auf der einen Seite bejubelt, auf der anderen bespuckt wird, ist ein durchaus alltäglicher Vorgang. Und wenn dies von beiden Seiten mit beinahe ungewöhnlichem Engagement geschieht, so beweist dies nur, daß es in diesem Fall mit der einzig wahrhaft vernichtenden

Kritik eines Verschweigens offenbar doch nicht mehr getan ist.

Um es gleich vorwegzunehmen: ich betrachte „Schuld und Schicksal“ als mein Maskottchen. Wichtig ist keineswegs der Streit der gegensätzlichen Lager, der obendrein meist in Blättern ausgefochten wird, die ohnehin ein anständiger Mensch nicht wichtig nimmt. Es geht vielmehr darum, daß in sonst sachlichen Besprechungen des Werkes derart seltsame Sätze auftauchen, wie dieser (aus der bereits zitierten Besprechung Heinrich Zillichs):

> „Seine (Burgs) Ausführungen (sind) durchaus einfach, mitunter auch sprachlich primitiv in Einzelheiten, besonders dort, wo er sich ins Gestrüpp der jüdischen Geisteskultur vorwagt, sicherlich voll Entgleisungen, wie man es ihm in Kriterien vorgehalten hat …“

Ähnliches liest man auch an anderen Stellen. Ob mit wohlwollender Nachsicht oder aber, um meine wütende Ablehnung noch zu untermauern, immer wieder wird in der Vielzahl der vorliegenden Besprechungen auf diese „Entgleisungen“ Bezug genommen.

Es geht dabei nicht um „Entgleisungen“ im Gedanklichen: denn die Gedanken sind frei, sie sind subjektiv, und es ist eines der wenigen Vorrechte, die ein unablässig an geistigem Gehalt verlierendes Zeitalter dem Geist noch erringen konnte, daß ungehindert von staatlicher Bevormundung wieder gedacht und das Ergebnis dieses Denkens auch publiziert werden darf. Warum sollten nicht auch krause, versponnene und höchst seltsam anmutende Vorstellungen darunter sein. Sie wecken Gegenstimmen; man kann über sie diskutieren, sie widerlegen und sich mit ihnen auseinandersetzen, – und eben das nennt man geistiges Leben. Ein krauser, in seinen Auffassungen und Schlüssen „entgleisender“ Denker dient dem Geist immer noch mehr als die träge, von jedem Denken unberührt dahinvegetierende Masse.

Gemeint sind in diesem Fall vielmehr „Entgleisungen“ im Sachlichen, „Entgleisungen“ also, die dem Autor jede Qualifikation, eine eigene Meinung zu haben, und jedes Recht, diese zu publizieren, absprechen. „Entgleisungen“, die ein Referent dem Autor von „Schuld und Schicksal“ lärmend vorrechnet, um ihn, J. G. Burg, seines Zeichens Buchbinder, mit vornehmlichem Nachdruck vor aller Welt an sein Falzbein zu verweisen.

Doch auch Rabbi Jochanen ha Sandler (Sandalenmacher), Spinoza (der vom Schleifen optischer Gläser lebte), Hans Sachs und Jakob Böhme – um freilich größere zu nennen – blieben keineswegs bei ihren Leisten. Handwerkliche Betätigung gab von jeher dem nachdenklichen Menschen genügend Raum, sich von den Dingen ringsum eigene Vorstellungen zu machen. Die sogenannte „Kritik“ oder „Buchbesprechungen“, in der diese „Entgleisungen“ mir vorgerechnet werden, stammt aus der Feder Winfried Martinis, eines Publizisten von anerkanntem Rang also, der schon um seinen Ruf immer auch das gefügige Blatt finden wird, selbst, wenn es ihm nur darum geht, nicht aus sachlichen, sondern aus ganz persönlichen Gründen, unter dem Vorgeben einer Kritik einen ihm unbequemen Autor einfach zu morden. Er bedient sich dabei bester, in jahrelanger Pressearbeit während des Dritten Reiches, also unter nationalsozialistischer Schulung geübter Methoden, gelernt ist gelernt. Wenn dies auch schwer in Einklang zu bringen ist mit den Grundsätzen von geistiger Freiheit, die man, weil dieses heute opportun ist, so nachdrücklich propagiert; tut nichts, der Jude wird verbrannt! (Lessing in „Nathan der Weise“, A. 4, 2)

Der Tiefschlag, mit dem Herr Winfried Martini mich vor der Leserschaft und vor allem auch vor meinem Verleger in aller Öffentlichkeit „erledigt“, leuchtet grell in die Hintergründe der Methoden, die heute üblich geworden sind, einen unbequemen Sprecher mundtot zu machen. Er zeigt, wie schamlos ein einmal anerkannter öffentlicher Sprecher Rang und Namen mißbrauchen kann, und darf, einem anderen Unrecht zu tun, beruhigten Gewissens in der Sicherheit, daß eben seines Ranges und Namens wegen niemand es wagen wird, im Namen seines Opfers dagegen Einspruch zu erheben. So bleibt, für jene vom Jerusalemer Schabbesgoj beeinflußten, „Schuld und Schicksal“ das trojanische Galapferd.

„Lehre deine Zunge sagen:
Ich weiß nicht. Denn vielleicht
ertappt man dich sonst bei einer Lüge
und nagelt dich darauf fest.“

(T. Tr. Berachot 4)

Winfried Martini und Josef Trumpeldor.

Ist Herr Winfried Martini einer der profundesten Nichtkenner?

Oder ist er ein trojanischer Taktiker? Winfried Martini ist Literaturkritiker, Schriftsteller und politischer Kommentator beim Bayerischen Rundfunk. Als publizistische Persönlichkeit steht er mit beiden Füßen im politischen Tagesgeschehen.

1962, als mein Buch „Schuld und Schicksal“ erschien, ließ der Verlag auch ihm ein Besprechungsexemplar zugehen. Obgleich mir seine bedingungslose Sympathie für Zionismus und Israelstaat bekannt war, erhoffte ich doch eine sachliche Stellungnahme. Herr Martini nahm sich viel Zeit und las „Schuld und Schicksal“ gründlich, so gründlich, daß er jedes Wort mehrmals durch die Lupe betrachtete. In „Christ und Welt“ vom 23. März 1962 veröffentlichte er auf Seite 16 einen ganzseitigen Aufsatz. Wenige unwichtige Fehler bauschte er über alle Maßen auf, um so Buch und Autor den Garaus zu machen. Bei diesem Griff nach „dem Schemel, um sein Licht darauf zu stellen“, leistete er sich einen Fehler nach dem anderen, die sich nicht einmal ein Laie hätte leisten können, ohne sich der Gefahr der Lächerlichkeit auszusetzen. Dies, obschon ihm zu Beginn des Mammutaufsatzes bescheinigt wurde, einer der „profundesten Kenner auf diesem schwierigen Gebiet“ (dem jüdisch-zionistischen) zu sein.

Im Vorspann der Rezension wurde vor meinem Buch, als einem trojanischen Pferd in der bundesdeutschen Literatur gewarnt. Weil ich als Jude mich bemühte, der Behauptung einer deutschen Kollektivschuld entgegenzutreten, auch nicht jeden Deutschen als Judenmörder betrachtete, weil ich ferner Leiden und Tod der deutschen Zivilbevölkerung während der Bombenangriffe ebenfalls als Leiden anerkannte, fand es der Kritiker Martini richtig, am Schlusse seines Anti-Schuld-und-Schicksal-Aufsatzes an meinem Verstand zu zweifeln. Ich bin dem Kritiker Martini gar nicht böse; ich weiß, daß er eine schwere Last der Vergangenheit zu tragen hat. Wie schon bemerkt, ist der Kritiker Martini gleichzeitig Schriftsteller. Zwischen dem Kritiker und dem Schriftsteller klafft eine Diskrepanz. Dies wäre anhand von Martinis Büchern auf vielfältige Art beweisbar. Ich möchte mich aber mit einer einzigen Stelle begnügen, die einen solchen Beweis liefert.

Der Schriftsteller Winfried Martini setzt sich in seinem Buch „Freiheit auf Abruf“ auf Seite 378 ff. mit der Notwendigkeit, die Bundesrepublik im Ernstfall zu verteidigen, auseinander und stellt Erwägungen an, wer für eine Verteidigung in Betracht käme. Doch jede Verteidigung muß schließlich auf irgendein Banner schwören. So brauchte der Autor einen Heldentyp, den er der heranwachsenden

Generation vorstellt. Er fand keinen aus der deutschen Geschichte, nicht einen aus dem Widerstandskreis des 20. Juli. Hingegen fand er diesen Mustertyp in dem „sozialistischen Zionisten“ Josef Trumpeldor. Wenngleich ich kein Zionist bin, fühle ich mich doch dadurch geschmeichelt, daß er den Juden Trumpeldor auserkoren hat. Er skizziert seinen Helden folgendermaßen:

> „Die außerordentliche Tapferkeit, die ein Mann namens Josef Trumpeldor 1904 bei Port Arthur bewies, wo er seinen linken Arm verlor, brachte etwas Außerordentliches zuwege: ihm gelang es als einzigem Juden, die Restriktionen der zaristischen Armee zu durchbrechen, indem er zum Offizier der Reserve befördert wurde. Als sozialistischer Zionist ging er später nach Palästina und schuf dort in Obergaliläa die erste Zelle der ‚Haganah‘, der jüdischen Selbstschutzorganisation und Vorläuferin der israelischen Armee. Seine kleine Einheit bestand aus rund 50 Mann. Als sie 1920 von einer überwältigenden arabischen Übermacht angegriffen wurde, konnte sie sich zwei Monate lang halten; doch am 1. März fiel Trumpeldor bei Tel Chaj. Er starb mit den Worten: „En davar. Tov lamuth b’ad arzenu“ –
> „Es macht nichts. Es ist gut, für unser Land zu sterben.“

Wenn man das von Martini gezeichnete Lebensbild Trumpeldors genau liest, müßte man zu dem Schluß kommen, daß Trumpeldor kein Mensch, sondern ein Engel war, in allen seinen Handlungen nachahmenswert und heldenhaft gewesen sei. Auch kommt man aus dem Staunen nicht heraus, denn was Martini erzählt, klingt nicht nur wie ein Märchen, es ist auch eines. Mag man darüber hinwegsehen, daß ein Autor in der Begeisterung für seinen Helden dessen Vorzüge vergrößert; aber vom Grundsätzlichen her hat eine solche Schilderung zu stimmen. Als ich diese Beschreibung Trumpeldors gelesen hatte, begriff ich erst, weshalb Herr Martini keine deutsche Gestalt als Vorbild für die bundesdeutsche Jugend gefunden hatte. Denn hätte er einen deutschen Mann mit einem derartigen Glorienschein umgeben, wären wohl viele deutsche Leser stutzig geworden. Wenn er indessen eine zionistische Idealgestalt, die im palästinischen Freiheitskampf eine Rolle gespielt hat, herausstellt – wer in Deutschland vermöchte die Richtigkeit seiner Darstellung nachzuprüfen? Und wer würde eine solche Prüfung angesichts von Martinis „profunder Kenntnis“ wagen?

Jetzt erst wird mir klar, warum mein Kritiker eine Erwiderung von

mir in „Christ und Welt“ unterband. Ich habe nur Tatsachen berichtet, das Tabu gebrochen und die Frage, ob Deutschland alleinschuldig an der jüdischen Tragödie gewesen sei, einmal aus jüdischer nichtzionistischer Sicht beleuchtet. Ich habe damit ein total verschobenes Bild zurechtgerückt und mich bemüht, im Interesse nicht nur der deutschen Jugend der Wahrheitsfindung und der politischen Bildung zu dienen. Kann man nun angesichts der Kurzbiographie Trumpeldors auch Martini solche Bemühungen zubilligen? Ich habe gegen Trumpeldor gar nichts. Er war ein Idealist wie viele andere auch.

Doch zur sachlichen Durchleuchtung des Martinischen Heldenepos!

1. „… ihm gelang es als einzigem Juden, die Restriktionen der zaristischen Armee zu durchbrechen, indem er zum Offizier der Reserve befördert wurde.“

    a) Eine solche Behauptung kann nur aufstellen, wer von der Geschichte der Kantonisten nichts gehört hat. Zar Nikolaus I. erließ 1827 den berühmten Ukas, in dem er anordnete, daß jüdische Kinder von acht bis achtzehn Jahren eingezogen werden sollten, um eine militärische Ausbildung zu erhalten. Aus dieser speziell erzogenen Jugend rekrutierten sich später so manche aktive Offiziere, von denen nicht wenige eine beachtliche Militärkarriere machten. Wäre Trumpeldor wirklich der erste jüdisch-russische Offizier gewesen, so hätte es doch bestimmt in der jüdischen Geschichte verzeichnet werden müssen. Übrigens stellt es Martini schon als etwas besonderes hin, daß Trumpeldor ein Offizier der Reserve geworden sei, als ob es vor ihm einen aktiven Offizier überhaupt nicht gegeben habe …

    b) Der größte jüdische Geschichtsschreiber des 20. Jahrhunderts, Professor Dubnow, der kein Antizionist war, weiß von Trumpeldor nichts zu berichten. In seinem Band IX., Seite 196, heißt es, daß Zar Nikolaus I. in Odessa zwei jüdische Seeleute zu Offizieren erhob. Man beachte, daß der Zar von 1825 bis 1855 herrschte!

    c) Der Höchst-Kommandierende der russischen Armee, die am 2. September 1914 in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, einmarschierte, war General Evreimow, ein Kantonist, Evrei, russisch Jude. Wenn Evreimow 1914 bereits Ge-

neral war, muß man doch annehmen, daß er noch vor 1904 Offizier gewesen ist.

d) Schon 1795 begünstigte Zarin Katharina die Große die Karaimer Juden. Einige wurden geadelt, so das Geschlecht Avalow aus dem Kaukasus. Die fürstliche Familie Avalow hielt es für ihre Ehrenpflicht, auch Angehörige in der Armee zu haben. So spielte ein Avalow 1917 am Petrograder Zarenhof als General eine bedeutende Rolle. Im Bürgerkrieg wurde er Oberkommandant der nordwestlichen weißen Armee. („Der Zar, der Zauberer und die Juden“ von Aron Simanowitsch, Seite 138).

   1925 veröffentlichte Avalow in Hamburg ein Buch über die Grausamkeiten des Bürgerkrieges, über welche später die NS-Presse ausführlich berichtete. 1936 verschwand Avalow von der Bildfläche, da man erfahren hatte, daß er Jude war. Wenn Avalow bereits 1917 General war, ist anzunehmen, daß er schon vor 1904 Offizier gewesen ist.

e) Darüber hinaus ist festzustellen, daß Potemkin im Jahre 1787 ein Israelowski-Kosakenschwadron aufgestellt hatte. Man darf annehmen, daß diese jüdische Kosakeneinheit auch jüdische Offiziere gehabt habe. („Vorgeschichte des Zionismus“ von Dr. Gilber, Seite 35).

Mit dieser kleinen Auswahl aus einer Anzahl vorhandener Zitate glaube ich, bewiesen zu haben, daß Trumpeldor, der 1904 von Nikolaus II. in Petersburg den Rang eines Offiziers in Reserve, dazu noch den kleinsten Rang – den eines Praporschtschiks – erhielt, auf gar keinen Fall der erste jüdische Offizier in der russischen Armee gewesen ist.

2. „Als sozialistischer Zionist“.

   a) Einem Laien würde man eine derartige Ausdrucksweise noch verzeihen. Einem politischen Kommentator aber, einem profunden Kenner in diesen Dingen, keineswegs. Denn der Sozialist ist international, während der Zionist extrem national ist. Im Sozialismus kann es keinen Zionismus geben, wogegen ein Zionist sehr wohl sozialistisch sein kann. Diese Differenzierung stellen die Zionisten besonders heraus.

   b) So ist in der Encyclopaedia Judaica, neunter Band, Spalte 909, zu lesen: „Kaplansky … Zionist-Sozialist“.

c) Und im vierten Band, Spalte 1209: „… und man forderte zum Kampf gegen die zionistisch-sozialistischen Störungen …“

d) Jüdisches Lexikon, Band IV/2, Spalte 1061: „Trumpeldor … zionistisch-sozialistischer Führer …“

e) „Berl Katznelson war der Wegbereiter des zionistischen Sozialismus und der iideologische Mentor der Arbeiterpartei.“ (Allg. 9. 2. 79, S. 6, iide … genau zitiert)

Des weiteren behält Herr Martini das Geheimnis für sich, welcher sozialistischen Richtung Trumpeldor angehörte. In Wirklichkeit betrachtet ihn keine der sozialistischen Richtungen des Zionismus als einen der ihren. Lediglich die Jabotinskianer halten alljährlich eine Gedenkfeier für Trumpeldor ab. Nur: Diese Jabotinskianer sind Antisozialisten.

3. „… ging er später nach Palästina und schuf dort … die erste Zelle der Haganah.“

a) Der gute Herr Martini verwechselte die Hagana, den jüdischen Selbstschutz, an deren Gründung Trumpeldor gar keinen Anteil hatte, mit der Gallipoli-Legion, 38., 39. und 40. Bataillon der „Royal Füsiliers“. Mit der Organisation der letzteren wurde 1915 begonnen, nämlich von Jabotinski und Trumpeldor. Die Legion wurde jedoch 1920 bereits demobilisiert.

b) Encyclopaedia Judaica, achter Band, Spalte 727: „Als er (Jabotinski) 1920, angesichts der arabischen Unruhen, wiederum einen jüdischen Selbstschutz organisierte …“

c) Jüdisches Lexikon Bd. III, Sp. 106: „Als 1920 palästinensische Araber blutige Demonstrationen gegen den Zionismus veranstalteten, organisierte J. (Jabotinski) eine j. Selbstwehr …“

d) Im Münchner Verlag „Unzer Zeit“ erschien 1947 eine Jabotinski-Biographie, und auf Seite 52 ist zu lesen, daß Jabotinski der Gründer der Hagana sei.

4. „Seine kleine Einheit“ bestand aus rund 50 Mann.

In keinem Nachschlagwerk ist ersichtlich, daß es 50 Mann waren. Es bleibt ein Geheimnis, warum rund 50 Mann angegeben wurden.

5. „Als sie (die Hagana) 1920 von einer überwältigenden arabischen Übermacht angegriffen wurde, konnte sie sich zwei Mo-

nate lang halten …“

a) Die von Herrn Martini historisch herausgestellten Ereignisse waren und sind bis heute eine alltägliche Erscheinung, und von einer überwältigenden Übermacht ist in keinem Werk etwas zu finden.
b) In der offiziellen Trumpeldor-Biographie ist schlicht vermerkt: „… eine größere Gruppe“.
c) Das Jüdische Lexikon, Band IV/2, Spalte 1062, berichtet: „Bei einem arabischen Überfall …“

Warum Herr Martini unterstreicht, daß dieser Kampf zwei Monate gedauert habe, ist ebenfalls nicht zu ergründen.

6. „… doch am 1. März fiel Trumpeldor …“
   a) Herr Martini scheint auch in militärwissenschaftlicher Hinsicht ein profunder Kenner zu sein. Er läßt seinen ehemaligen Reserveoffizier Trumpeldor im Kampfe fallen und nicht sterben. Ein Durchschnittsmensch stirbt, ein Held, den man der deutschen Jugend als Vorbild nennt, fällt.
   b) Jabotinski, Trumpeldors Vorgesetzter und bester Freund, selbst Offizier gewesen und ein Meister der Propaganda, erzählt in seiner Autobiographie, daß Trumpeldor gestorben sei.
   c) Philo-Lexikon Sp. 767: „… starb … an seinen Schußwunden“.
7. Herr Martini weiß auch, daß sein Held am 1. März fiel.
   a) Es ist unbegreiflich, daß ein profunder Kenner nicht wissen soll, daß Zionisten sich bei wichtigen Daten nie nach dem Sonnenkalender richten. Sie orientieren sich wie die religiösen Juden nach dem „Luach“, hebr. Tafel oder Kalender, also nach dem Mondsystem.

      Trumpeldor starb am 11. Adar, und dieser 11. Adar fiel vielleicht in allen diesen Jahren einmal auf den 1. März. Die Gedenkfeiern, die alljährlich für Trumpeldor veranstaltet werden, richten sich nach dem 11. Adar, und dieser fällt jedes Jahr anders, aber das Allerwichtigste ist ja der 11. Adar 1920.
   b) Philo-Lexikon, Spalte 767: „… starb am 29. 2. 1920 …“
   c) Jüdisches Lexikon, Band IV/2, Spalte 1062: „am 29. Februar (11-Adar) 1920 …“
8. Herr Martini läßt seinen Helden, bevor er fiel, noch folgendes

> sagen: „En davar. Tov lamuth b'ad arzenu." – „Es macht nichts. Es ist gut, für unser Land zu sterben." Korrekter wäre: „Ejn dawar, tow Lamut bead arzejnu." „Es macht nichts, es ist gut für unser Land zu sterben.
>
> Herr Martini verbreitet auch die Mär, parodiert nach Horaz, Oden, B. 3, 2:
>
> „Dulce et decorum est pro patria mori." =
> „Süß ist und ehrenvoll zu sterben fürs Vaterland."

Felix Saiten schreibt in seinem Buch „NEUE MENSCHEN AUF ALTER ERDE" 1925 auf Seite 84:

> „Trumpeldor gehört zu den Heldengestalten des Landes. Er war russischer Staatsbürger, hat den Krieg gegen Japan mitgemacht, und dabei einen Arm verloren. Trotz seines Judentums wurde er Offizier in der Armee des Zaren, bekam sogar einen Orden. Nachher trat er in englische Dienste, focht einarmig im Kampf um Palästina mit und wurde Capitain (Hauptmann). Als dann der Krieg zu Ende war, blieb Trumpeldor als Kolonist im Lande. Hoch oben, in einer der nördlichsten Siedlungen, schon nahe der neugezogenen syrischen Grenze, in Tel Chai, starb Capitain Trumpeldor nach stundenlanger heroischer Verteidigung gegen vielhundertfache Übermacht, unter den Kugeln der Araber."

Meine Richtigstellungen dieses merkwürdigen Absatzes sind jedoch leider noch nicht zu Ende. Denn jeder Leser wird annehmen müssen, daß Trumpeldor seit seiner Einwanderung bis zu seinem Tode in Palästina lebte. Und das ist hier die Kardinalfrage, weswegen ich diesen ganzen Aufsatz schreibe. Denn Trumpeldor hat nach seiner Einwanderung Palästina verlassen. Entweder weiß Winfried Martini dies nicht, oder er verschweigt es.

Am 3. April 1917 kehrte Lenin nach Rußland zurück. In seiner ersten Veröffentlichung, die in aller Welt verbreitet wurde, forderte er alle antizaristischen Emigranten auf, nach Rußland zurückzukehren. Auch Trumpeldor vernahm in Palästina diesen Aufruf. Bereits im Juni 1917 traf er in Petersburg ein. Er nahm Verbindung mit dem Kreis um den Sozialistischen Ministerpräsidenten Kerenski auf sowie mit den Männern um Lenin und Trotzki.

Jüdisches Lexikon Bd. IV/2, Sp. 1062:

> „Er (Trumpeldor) kehrte 1917 nach Rußland zurück …"

Philo-Lexikon Sp. 767:

„Trumpeldor … 1917/1919 Leiter der j. Pogrom Selbstwehr … in Rußland“

Der bekannte Armeeführer Kornilow, der in einem Petrograder Kloster inhaftiert war, brach aus und ging nach dem Kaukasus, wo er Armeen sammelte, um sich gegen Kerenski zu stellen, den er beschuldigte, ein Wegbereiter für Lenin und Trotzki zu sein. Trotzki wurde am 12. Oktober 1917 zum Vorsitzenden des Komitees für Bürgerkriegsangelegenheiten ernannt und gab sofort die Parole aus: „Sturz der Regierung Kerenski“. Trumpeldor, der aus Pjatigorsk stammte und das ganze nordkaukasische Gebiet von seiner Jugend her gut kannte, wurde von Trotzki beauftragt, Kornilows Armee zu schlagen.

און אים איז נאך פארבליבן צו רעדן מיט קערענסקי. דערווייל איז
קארנילאוו געגאנגען פארויס און מען האט זיין מיליטער געמוזט אפשטעלן.
יוסף טרומפלדור ווערט באשטימט אלס נאטשאלניק פון א גרויסער מיליטער
אפטיילונג, און אים געלינגט קארנילאוון צו פארטרייבן.

Ihm verblieb noch, mit Kerenski zu sprechen. Inzwischen mußte man der vorausmarschierenden Kornilowschen Armee Einhalt gebieten. Josef Trumpeldor wird zum Kommandanten einer größeren Militäreinheit ernannt und ihm gelang es, Kornilow zu vertreiben. (Frei aus dem Jiddischen)

Trumpeldor kämpfte somit gegen Kornilow. Dieser war einer der wenigen zaristischen Offiziere, die nicht nur nicht antisemitisch, sondern sogar judenfreundlich gesinnt waren. Als am 6. Juli 1917 die Tarnopol (Galizien)-Front von deutschen Armeen durchbrochen wurde, zog sich Kornilow, der Befehlshaber der 25. russischen Armee, in Richtung Czernowitz (Bukowina) zurück. Auf diesem Rückmarsch veranstalteten einige Offiziere und Soldaten Judenpogrome. Kornilow ließ die Schuldigen nicht nur aus Disziplingründen erschießen.

Trumpeldor, dem es gelungen war, die Kornilowsche Armee zu schlagen, kehrte siegreich nach Petrograd zurück. Dort verlangte er von Trotzki die Erlaubnis, rein jüdische Legionen aufzustellen, was ihm natürlich verweigert wurde. Nachdem er vorübergehend in Hausarrest gesteckt worden war, erhielt er später die Erlaubnis, auszuwandern. So ging er wieder nach Palästina zurück.

Mit diesen wenigen Sätzen ist bereits erwiesen, daß der Martinische Heldentyp Trumpeldor, den er den Angehörigen der Bundes-

wehr als Idealgestalt vorstellt, Bürgerkriegsteilnehmer in der russisch-bolschewistischen Revolution unter Leitung Trotzkis war.

Nachdem der Kritiker Martini die Meinung vertritt, daß „Schuld und Schicksal“ ein trojanisches Pferd sei, wäre es interessant zu erfahren, welches Attribut das Werk Martini’s „Freiheit auf Abruf“ am besten erhält? Meinem Verleger gab der Rezensent Martini den Rat, mein Buch einzustampfen. Und was soll seiner Ansicht nach nun mit seinem Buch geschehen? Leserbriefe für „Christ und Welt“ beantwortet er privat. In einem solchen Brief beehrte er mich mit dem Beiwort „Hochstapler“. Wie würde er den Schriftsteller Martini nur angesichts des einzigen von mir unter die Lupe genommenen Absatzes nennen? Herr Martini, der an sich nirgends daheim ist, aber in jede politisch-ideologische Klause einkehrt, hat erreicht, in der bundesdeutschen Presse unter Denkmalschutz zu stehen.

Der Philozionist Martini hat seine vor 1933 bereits bestehenden Kontakte mit zionistischen Politikern der Weizmann-Ära auch nachher weiter gepflegt.

Die Jewish Agency gründete zusammen mit dem jüdischen Hamburger Reeder Arnold Bernstein und seiner „Red Star Linie“ die „Palestine Shipping-Company“, 1934.

Das erste Zionschiff, getauft „Tel Aviv“, dampfte Januar 1935 mit einer Hakenkreuzfahne am Mast von Bremerhaven nach Genua und Neapel. So ideologisch-politisch war die zionnazistische Kollaboration mit den deutschen Nazis.

Zur ersten Reise der „Tel Aviv“ nach Haifa wurden prominente Passagiere eingeladen. Darunter der Naziologe Rabbiner Leo Baeck und der von 1911–1920 amtierende Präsident der zionistischen Weltorganisation, Prof. Otto Warburg. Als Korrespondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ konnte auch ein junger Journalist namens Winfried Martini diese Reise mitmachen und durfte zwei Jahre im Lande bleiben. Ein Gast Ben Gurions mit Namen Adolf Eichmann wurde von der britischen Polizei nach 3 Tagen bereits des Landes verwiesen.

Wie man sieht, gibt es auch zwischen Deutschen gewaltige Unterschiede. In einer Privatkorrespondenz rühmt sich Martini sogar, während des Krieges mit dem Präsidenten der zionistischen Weltorganisation, Prof. Weizmann, in Briefwechsel gestanden zu sein. Welche Thematik da behandelt wurde, wird er selbst am besten wissen. Dafür setzten ihn 1945 die amerikanischen Besatzungsbehörden auf

ihre weiße Liste.

Mitte der fünfziger Jahre begann das philozionistische Chamäleon „Rechtsnationale“ Töne auf seiner Balaleika zu leiern, und trotzdem versuchte er mit martinischen-zionistischen Taschenspielertricks das Buch „Schuld und Schicksal“ zu zerfleddern, weil es der Autor wagte, auch die Leiden der deutschen Zivilbevölkerung zu erwähnen.

Wie oben ersichtlich, idealisierte Herr Martini einen Trotzkiisten namens Trumpeldor, der auch Zionist war.

In der BRD sind Trotzkiisten und seine Adepten Terefa (= rituell verbotene Speisen).

Am 13. 5. 1977 brachte die Tagespresse aus Bonn (AP) folgende Meldung, die ungekürzt gebracht wird:

„Bundesinnenminister Werner Maihofer (FDP) hat seinen Austritt aus dem deutschen PEN-Zentrum erklärt. Wie vom Bundesinnenministerium mitgeteilt wurde, begründete der Minister diesen Schritt in einem Telegramm an den deutschen PEN-Präsidenten Walter Jens mit der Aufnahme des belgischen Wirtschaftswissenschaftlers und Ersten Sekretärs der trotzkistischen Vierten Internationale, Ernest Mandel, in den PEN-Club. Mandel vertrete eine Ideologie, unter deren Herrschaft die Freiheit des Geistes zu Ende wäre, für die der PEN in aller Welt eintrete, erklärte Maihofer. Gegen Mandel wurde das bereits 1973 gerichtlich bestätigte Einreiseverbot inzwischen erneuert. Neben einer Einladung des PEN-Clubs war ein Vortrag Mandels an der Gesamthochschule Kassel geplant.“

Wäre der Jude Mandel zionistischer Terrorist, bekäme er ohne weiteres eine Einreisegenehmigung. Wie verhält es sich da mit Martini? Wer ist der Schriftsteller, der einen Freund Trotzkis und aktiven Bürgerkriegskämpfer den Bundesdeutschen als Idol für ihre Jugend in der Bundeswehr vorschlägt???

Wer ist Zions Trojanisches Galapferd?

ENDWORT

Herr Martini, der bestimmt eine Menge Hebräisch kann, Talmudwissen besitzt und in zionistisch-jüdischen Belangen bewandert ist, hätte nach meiner Ansicht „Schuld und Schicksal“ hinsichtlich des Tatsachenmaterials beurteilen müssen. Statt dessen benutzt er mein Buch, um vor dem unvoreingenommenen Leser mit seinem „Wissen“ zu prahlen; er spielt den Splitterrichter und beanstandet im Ton eines Schulmeisters eine Fülle von Kleinigkeiten. Wären alle die Dinge, die sein Rotstift mir ankreidet, wirklich Fehler, so hätte das noch immer mit der Substanz des Buches sehr wenig zu tun. Aber in den meisten Fällen konnte ich hier seine Einwände widerlegen oder ihnen doch stichhaltige Belege und Argumente entgegenstellen. Herr Martini verzichtet darauf, Belege zu bringen, und ersetzt diesen Mangel durch eine Kaskade von Herabwürdigungen, der ich bloß einen Becher voll entnehme: „unglaubwürdig“, „kecke Pose“, „keine Ahnung“, „kann nicht einmal Hebräisch lesen“, „vorspiegelt“, „verworren“, „unfreiwillige Komik“, „Unsinn“, „Hochstapler“, „am Verstand des Autors zweifeln“.

Ist dies das Vokabular eines freien Publizisten in der freien demokratischen Bundesrepublik gegen mißliebige Andersdenkende? Oft gehen die Meinungen über das, was Tatsachen sind, weit auseinander. Was der eine als Tatsache betrachtet, bezeichnet ein anderer als Phantasiegebilde oder als Märchen.

Ich kann Herrn Martini nicht besser antworten als mit einem Worte Kants: „Es kann sein, daß nicht alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält (denn er kann irren); aber in allem, was er sagt, muß er wahrhaft sein (er soll nicht täuschen)“.

Soweit der Angriff des Kritikers Winfried Martini, soweit auch meine Verteidigung.

Niemand ist gezwungen, sich mit seinen Gedanken in die Öffentlichkeit zu wagen. Wer aber ein Buch veröffentlicht, setzt sich der Kritik aus, – auch einer vernichtenden. Das sind die Spielregeln des geistigen Lebens. Es gibt keine Vorzensur; es gibt folglich auch keinerlei Sprachregelung für den Rezensenten. Wer gar, wie ich, ein überheißes Eisen anpackt, der muß damit rechnen, daß er andere in Harnisch bringt und daß scharf zurückgeschossen wird. Er stelle sich also beizeiten darauf ein, Festigkeit im Nehmen zu beweisen; er biete einen breiten und geduldigen Buckel.

Dies ist, nimmt man alles in allem, immer noch leichter, als etwa derjenige zu sein, dem es obliegt, das Urteil zu sprechen: der hier Berufene steht vor einer doppelt und dreifach mit Verantwortung belasteten Aufgabe, wenn er nach ehrlicher Prüfung seines Gewissens glaubt, vernichtend urteilen zu müssen. Denn, was immer ihm zur Beurteilung vorliegt, es ist das Herzstück eines anderen Menschen, selbst dort, wo es hilflos und ungekonnt wirkt, noch schöpferisches Bemühen, das unter allen Umständen ernst genommen werden sollte. Es geht hier um die Achtung vor dem geistigen Bemühen an sich, und an dieser läßt es Winfried Martini, so will mir scheinen, in einem derart erschreckenden Ausmaß fehlen, daß er geradezu seinen Ruf als Publizist verspielt. Er hat – zumindest in diesem Fall – als Kritiker versagt, und das allein zwingt mich, den Anruf auf Schutz gegen solche Pressemethoden nicht ungehört verhallen zu lassen.

Es ist Martinis gutes Recht, als Kritiker ein Buch schlecht, mißlungen oder töricht zu finden. Wenn er es gar für gefährlich hält, so ist es darüberhinaus seine Pflicht, dies auch vernehmlich auszusprechen. Aber es ist gleichermaßen seine Pflicht, eine derart scharfe Absage auch beweiskräftig zu begründen. In Wahrheit geht er über diese Dinge mit ein paar gehaltlosen Phrasen hinweg, denn tatsächlich liegt ihm gar nicht an einer ernsthaften Auseinandersetzung mit dem Buch „Schuld und Schicksal“, das er – nach eigenem Zugeständnis nicht wirklich gelesen, sondern nur oberflächlich durchblättert hat. Ungeachtet solcher profunden Unkenntnis der Absichten des Autors beansprucht er in „Christ und Welt“ eine volle Seite, um den Autor massiv zu erledigen, damit nicht andere auf den Gedanken kommen, zu tun, was als Kritiker seine Pflicht gewesen wäre, – nämlich das Buch zu lesen. Daß er sich dabei auch unablässig im Ton vergreift, steht auf einem anderen Blatt; es wird auch niemanden wundernehmen, denn schließlich war Martini lange genug Publizist im Dritten Reich und hat sich in einem Jahrzehnt, das an zerstörender Gewalt einige Dutzend Jahrzehnte aufwiegt, an die Zerstörung aller unter geistigen Menschen eigentlich selbstverständlichen Formen gewöhnt. Er praktiziert munter weiter – gelernt ist gelernt – die Nazi-Methoden, und nahezu aus jeder seiner Zeilen spricht ein wehklagendes Bedauern, daß die Zeiten vorüber sind, wo man einen mißliebigen Autor kurzerhand den Gestaposchergen überantworten konnte.

Natürlich weiß Winfried Martini sehr gut, daß eine schlechte Kritik einem Buch unter Umständen sogar mehr Nutzen bringen kann,

als übertriebene Lobhudelei. Er hütet sich also, eine Kritik zu schreiben. Schon rein äußerlich ist sein Aufsatz keine Kritik: er ist eine beabsichtigte Kränkung, wobei das kränkende Moment noch betont wird durch die eitel-selbstgefällig schulmeisternden Überschriften „Kenntnis der Grammatik: mangelhaft“, „Schreibweise: ungenau“, „Historische Vorstellungen: verworren“ oder die spöttisch herabsetzenden „Exegese: gewagt und putzig“, „Kuriose Thesen“, „Fatale Verwechslungen“ und endlich, in dem Tonfall eines literarischen Achtgroschenjungen **„Man darf am Verstand des Autors zweifeln“.**

Freilich sind diese Unterteilungen nicht unbedingt Winfried Martini anzulasten. Sie stammen wahrscheinlich auch hier nicht vom Verfasser des Aufsatzes, vielmehr vom Umbruchredakteur. Aber sie sind in Martinis Sinn. Darauf allein kommt es an. Sie vollenden schon für den nur flüchtigen Leser, worauf es Martini ausschließlich ankommt, nämlich die Disqualifikation des Autors als eines ausgemachten Esels, der sich aufs Eis gewagt und folglich das Bein gebrochen hat. Sie entrücken das Buch selbst jeder Diskussion.

Ohne Zweifel besitzt Winfried Martini ungewöhnliche Kenntnisse auf dem Gebiet der jüdischen Geisteskultur. „Schuld und Schicksal“ bietet ihm willkommene Gelegenheit, sich mit diesen vor seinen Lesern wie ein Pfau zu spreitzen.

In einem dem „deutschen“ Charakter so wesensgemäßen Hang zum Schulmeistertum und zur Besserwisserei – einer Eigenschaft, die viel zu Unbeliebtheit in der Welt beiträgt – kanzelt er mich wie einen Schulbuben ab. Er hält mir auf dem schwierigen Gebiet des Hebräischen mangelhafte Kenntnisse in Rechtschreibung und Grammatik vor und belegt dies mit einer Fülle von Einzelheiten. Darüber bemerkt der Leser gar nicht, daß Martini nicht über Burgs „Schlichte Zeilen“ und auch nicht über Burg selbst, vielmehr über Winfried Martini schreibt: er brilliert mit „profunden Kenntnissen“, der Laie soll staunen, der Fachmann soll sich wundern, weit über neunzig Prozent auch der gebildeten Leser können die Dinge nicht nachprüfen, sondern müssen sie, geblendet von soviel Gelehrsamkeit, blind hinnehmen … und wer wohl könnte es wagen, gegen solche Methoden seine Stimme zu erheben. Das Opfer ist schließlich doch bloß – ein Jud. Basta!

Tatsächlich geht es offenbar bei den „Fehlern“ zum großen Teil um Kleinigkeiten – um die richtige Plazierung eines Apostrophs, um irgendeine, in zwei Jahrtausend Diaspora strittig gewordene Dia-

lekteigentümlichkeit … jedenfalls in nahezu allen Fällen um „Fehler“, die mit der eigentlichen Aussage des Buches nicht unmittelbar zu tun haben. Aber es geht ja gar nicht um das Buch, das man, ohne es gelesen zu haben, vor aller Welt zerreißt, indem man den Autor zertrampelt. So sehen die BRD-Kritiker aus, jedenfalls die von „Christ und Welt“.

Nun verkennt Winfried Martini in seinem Übereifer die Situation; er ist keineswegs der beamtete Schulmeister, der ex cathedra lehren kann, was er will und umgekehrt ist J. G. Burg nicht der Schulbub, der nur den Mund zu halten hat und den man wegen mangelnder Leistung in die Ecke verweisen kann.

Hier stehen sich vielmehr Autor und Rezensent gegenüber. Und wenn der Autor es hinnehmen muß, daß der Rezensent sein Buch als schlecht, töricht, mißlungen oder gar gefährlich abtut, so braucht er doch nicht zu schweigen, wenn der Rezensent das Buch, ohne es sorgfältig gelesen zu haben, nur als eine Gelegenheit benutzt, aus ganz persönlichen Gründen den Autor zu blamieren und damit das Buch jeder ernsthaften Diskussion zu entrücken.

Martini darf sich also nicht wundern, wenn ich solchen Methoden nicht gewachsen bin und andere zu meinem Schutz aufrufe. Möglicherweise aber wird er sich wundern, daß sich, obwohl wir in der BRD leben, eine Stimme findet, die die Sachen eines zu Unrecht Angegriffenen zu ihrer eigenen Sache macht. Ein Gewissen zu haben und nach dem Gewissen zu handeln, ist nicht eigentlich BRD-deutscher Publizisten Art.

Martini hat nicht, wozu er als Kritiker berechtigt war, einer ihm unbequemen Auffassung eines Buches seine eigene Auffassung entgegengestellt; er hat, statt Meinung gegen Meinung zu setzen, den Angriff auf das Gebiet des Sachlichen verlagert: ein sachlicher Angriff verbürgt aber das Recht für den Angegriffenen, sich im Sachlichen verteidigen zu dürfen.

Natürlich bin ich – um nichts Gröberes zu sagen – ein höchst einfaltiger Tor, wenn ich nur einen Augenblick lang geglaubt habe, Winfried Martini und „Christ und Welt“ besäßen soviel christlichen Geist und weltmännische Fairneß, mir dies Recht zuzubilligen. Das unter anständigen Menschen ganz Selbstverständliche ist in der BRD noch lange nicht selbstverständlich, schon gar nicht bei Winfried Martini oder bei „Christ und Welt“. Hätte man nämlich mir die Möglichkeit zu einer Erwiderung gegeben, dann wäre der ganze

Schuß ins Leere gegangen. Und, gleiche Brüder, gleiche Kappen, es ging ja weder Winfried Martini noch „Christ und Welt“ um das Buch „Schuld und Schicksal“; es ging ihnen nur um die Gelegenheit, ihre eigene Suppe zu kochen. Deshalb spuckten sie dem Autor in das Essen.

Denn sind diese, zur Vernichtung des Autors angekreideten Fehler tatsächlich Fehler? Das steht noch dahin. Darüber zu befinden ist nicht meine Aufgabe. Mir mangeln auf diesem Gebiet absolut die „profunden Kenntnisse“; aber ich besitze profunde Kenntnisse in den Methoden, die in der BRD üblich sind, sich mißliebiger Autoren zu entledigen und daraus für die eigene Tasche Kapital zu schlagen.

Stellt man dem Aufsatz von Winfried Martini, wie es hier geschehen ist, die Erwiderung des Autors entgegen, dann zeigt sich, daß dieser der Mehrzahl der Einwände durchaus mit Belegen, Quellen und guten Gewährsmännern zu antworten weiß. Schon damit widerlegt er restlos, was als Tenor aus Martinis Aufsatz hervorklingt: daß hier ein bemitleidenswerter Ignorant von Dingen rede, von denen er nichts versteht. Er beweist, daß er keineswegs etwas leichtfertig niedergeschrieben, vielmehr sich zuvor das erforderliche geistige Rüstzeug besorgt hat. Sicher aus anderen Quellen als Herr Martini, vielmehr sogar aus Quellen, die Martini für trübe hält; Quellen immerhin, man nimmt, wo man etwas findet. Wenn dann Winfried Martini in einem Brief an den Verlag, um meine Zeugnisse abzutun, mit geringschätziger Handbewegung die jüdischen Lexikographen im allgemeinen als Troddel und Trottel abtut, so spricht daraus weniger profunde Kenntnis, als vielmehr die brav gelernte Sprachregelung für einen Publizisten des Dritten Reiches …, der ja denn auch, was könnte man anders erwarten, dem in Budapest geborenen Max Nordau abspricht, von Geburt Österreicher zu sein – wie man je, beispielsweise, auch dem Rheinländer Heine und dem Berliner Rathenau es absprach, von Geburt Deutsche zu sein; sie waren – so die Sprachregelung – „Juden“. Martini spricht dies wohlweislich nicht aus: es steht dennoch unmißverständlich zwischen den Zeilen.

Betrachtet man Winfried Martinis Aufsatz genau, so erteilt er mutatis mutandis weit Größeren als dem bescheidenen Autor weithin schallende Ohrfeigen: er wirft durchaus eindeutig Professor Dr. Joseph Klausner von der Hebräischen Universität Jerusalem in seiner Exegese „gewagte und putzige“ Betrachtungen von „unfreiwilliger Komik“ vor, von Professor Albert Huth von der Universität München erklärt er, dieser wolle mit seinem Referat vor der Gesellschaft

für christlich-jüdische Zusammenarbeit in der Akademie Tutzing „radikal seine Unbildung kultivieren“, und Ben Gurion bezeichnet er kurzweg als einen „Ignoranten“.

Nur soweit dies. Denn soweit spielte sich der Vorfall vor der Öffentlichkeit ab, dank der günstigen Machtposition als einseitiger Sieg Winfried Martinis, der hier einen Autor „erledigte“. Weit wichtiger ist eigentlich, was sich hinter den Kulissen tat: dort nämlich setzte der so strahlend als Sieger posierende Publizist mit den perfidesten Mitteln seinen Kampf gegen den wehrlosen Autor fort.

Es ist begreiflich, daß einzelne Leser doch stutzig wurden und bei „Christ und Welt“ anfragten, ob denn von J. G. Burg gegen eine derart massive Abkanzelung keine Gegendarstellung zu erwarten sei. Es ist ebenso selbstverständlich, daß für diese Leserbriefe in „Christ und Welt“ so wenig Platz war, wie für die Gegendarstellung selbst. Man sandte vielmehr die Leserzuschriften an Winfried Martini nach Ottobrunn, und was antwortete Winfried Martini den Lesern: „Ich halte den Autor für einen Hochstapler“. – Nun wißt Ihr’s! (Die Ablichtung dieses Briefes ist im Original zum Schluß eingefügt.)

Sich selbst hält Winfried Martini ohne Zweifel für einen Publizisten von Rang. Er weiß, sein Wort hat Gewicht; er weiß auch, was er sagt. Und er sagt „Hochstapler“. Das heißt, er bezichtigt den Autor J. G. Burg einer kriminellen Verhaltensweise, stellt ihn, nur weil dieser öffentlich eine etwas unbequeme und vielleicht abwegige Meinung geäußert hat, hin als einen Menschen, der mit den Strafgesetzen in Konflikt geraten ist. Hat er für solche Beschuldigung den geringsten Beweis. Hat er dazu das Recht? Habe ich mir irgendetwas Kriminelles zuschulden kommen lassen – oder trifft dieser Vorwurf nicht vielmehr Winfried Martini? Denn mit dem Strafgesetz in Konflikt gerät man, wenn man jemanden an dritter Stelle schriftlich als einen „Hochstapler“ bezeichnet. Und das tut Winfried Martini, obwohl er sich nicht einen Augenblick lang darüber im Zweifel sein kann, daß dies strafwürdig ist.

Immerhin hat sein Brief auch ein versöhnliches Moment: denn wenn Winfried Martini mit dieser Entgleisung auch ein gewiß bemerkenswertes publizistisches Ungeschick beweist, er zeigt sich demgegenüber wenige Sätze später als ein Humorist von wirklichem Weltrang. Er schreibt nämlich, durch die Leseranfrage etwas in die Enge getrieben: er sei allerdings im Dritten Reich als Publizist tätig gewesen, aber er habe 1943 Berufsverbot erhalten.

O hätte er dies doch nie gesagt!

„… der närrische Schwätzer muß straucheln“.
(Sprüche 10, 10)

Schalten wir ein wenig zurück: im Jahre 1943 war nämlich ein Berufsverbot für einen Publizisten des Dritten Reiches noch weit begehrenswerter als in normalen Zeiten für einen armen Schlucker das große Los. 1943 hatte allmählich auch der Dümmste (da hatte wahrscheinlich sogar Winfried Martini) begriffen, was jeder Einsichtige bereits am 30. Januar 1933 gewußt hatte: auf welche makabre Weise dies Bacchanal teutscher Hybris zu Ende gehen würde. Es war die Zeit, wo einflußreiche SS-Männer im Keller ihrer Villen verfolgten Juden eine Zuflucht boten, um beim Ende der Sache einen „Schutzjuden“ zu haben. Für einen Publizisten, der damals noch kein Berufsverbot hatte, wurde es allerhöchste Zeit, wenn er auch hinterher den großen Sprecher spielen wollte, mit dem Recht, nach eigenem Ermessen, einen wehrlosen Autor abzuknallen. Martini also hat es gerade noch geschafft.

Denn wäre „Schuld und Schicksal“ mit wirklicher Verve geschrieben, wären es nicht die „schlichten Zeilen“ eines nachdenklichen Handwerkers, sondern die glanzvollen Ausführungen eines anerkannten Autors – dann wäre das Buch durchaus nach Winfried Martinis Herzen. Er spricht es eindeutig in seinen Briefen aus: das Buch „fällt ihm in den Rücken“, weil es in den Kreisen begrüßt wird, denen „er sich verbunden fühlt“, und, eben weil das Buch nach seiner Meinung nicht den entsprechenden Rang hat und nur hilflos ist, glaubt er, es kann der Sache „dieser Kreise“ eher schaden als nützen, und er selbst „kommt sich dann dort deplaziert vor“. Daß ein Mann, der wirklich ein Kopf zu sein wünscht, in diesen Kreisen immer deplaziert ist, hat er noch nicht begriffen – es macht weiter nichts aus, ob man dort „Schuld und Schicksal“ liest und diskutiert.

Betrachten wir das Buch doch noch einmal genau. Wir haben Presse- und Meinungsfreiheit, und unter diesen Vorzeichen redet sich ein Jude gewisse persönliche Ressentiments gegen den Extremismus in seinem Volk von der Seele und spricht damit zugleich für die Deutschen.

Dennoch, trotz dieses für die Deutschen sensationellen Vorwandes fehlt dem Buch alles, was es wirklich zu einer literarischen Sensation machen könnte. Es geht seinen Weg wie dutzende anderer Bücher: es wird von einigen besonders am Thema interessierten Blät-

tern besprochen, teils opportunistisch mißbraucht, teils überwichtig genommen abgelehnt.

Warum also der Riesenaufwand eines Aufgebotes profunder Kenntnisse auf einer ganzen Seite von „Christ und Welt“. Tant de bruit pour une omelette?

Der Fall liegt viel einfacher, als man denkt. Denn wer ist J. G. Burg? Ein unbekannter Autor, der sich anmaßt, in die gleiche Kerbe zu hauen, die eben jene Kreise, denen Winfried Martini sich verbunden fühlt, und dazu „Christ und Welt“ als ihre ureigenste Aufgabe sich vorbehalten haben. Die Vergangenheit auf die ihnen genehme Weise zu bewältigen, ist ausschließlich ihre Aufgabe. Sie sind seit Jahren dabei und verstreuen unablässig ihr Gift.

Und da trotz aller Tarnung doch einige wenige wachsam und mißtrauisch sind, kommt dies Buch „Schuld und Schicksal“ ungewöhnlich gelegen. Man zerreißt den Autor in der Luft – und er kann sich dagegen nicht wehren, und Winfried Martini und „Christ und Welt“ haben ein vortreffliches Alibi. Hier sieht die Welt, wie sie in den Harnisch geraten, wenn jemand es wagt, die deutsche Schuld zu verkleinern. Nein: sie wollen einen wahrhaften „Geisteswandel“, sie wollen „Verständigung unter den Völkern“, Weltfrieden und Demokratie – sie alle, „Christ und Welt“ und was derlei Blätter mehr sind. Und wenn man in dem Buch „Schuld und Schicksal“ so viele Dinge liest, die sehr ähnlich klingen, wie in manchen Blättern, dann hat man diese Blätter eben mißverstanden! Hier kann die Welt sich davon überzeugen: man spießt den Autor auf wie ein lästiges Insekt und man zerreißt sein Buch wie einen Fetzen Papier. Man verlangt vom Verleger, das Buch einzustampfen. Man opfert eine volle Seite – es zahlt sich aus: es ist die beste Tarnung, hinter der man unablässig sein Gift in die Seele des Volkes träufeln kann; eine Glanzleistung eines Jerusalemer trojanischen Galapferdes.

Grassau, Mai 72

WINFRIED MARTINI

8012 OTTOBRUNN BEI MÜNCHEN
AUENSTRASSE 161
TEL. MÜNCHEN 479477
FS: 05/23820

den 19.5.62

Frau
Annamargret Simmerlein

Bereiteranger 13, I, r.
M ü n c h e n - 9

Sehr geehrte Frau Simmerlein!

"Christ und Welt" sandte mir Ihren Brief vom 7.4., den ich erst heute beantworten kann, weil ich verreist war.

Ich fürchte, dass Sie meine Rezension wie auch meine Motive gründlich missverstanden haben. Selbstverständlich zweifle ich nicht deshalb am Verstande des Autors, weil er "für die Aussöhnung mit dem deutschen Volke" eintritt. Ich kenne genug Juden, auf die das zutrifft und die meiner Verehrung sicher sind. Denken Sie nur an den anglo-jüdischen Verleger Victor Gollancz! Oder auch an David ben Gurion.

Ich bin gegen das Buch, weil alles darauf hindeutet, dass der Autor ein Hochstapler ist, zumindest ein Schwätzer von seltenem Ausmaß und ohne die geringste intellektuelle Selbstkontrolle. Nicht, daß er von jüdischen Dingen nichts versteht, beanstande ich, sondern dass er so tut, als verstände er etwas davon. Das ist ein gewichtiger Unterschied.

Gesinnung allein legitimiert noch nicht ein öffentliches Auftreten: das war der Grundirrtum der Nazis, der übrigens keineswegs auf sie beschränkt ist. Etwas gehört schon zur Legitimation. Doch sie fehl Herrn "Burg" so radikal wie möglich. Ich glaube, dass ich das anhand der Fehler (ich habe wahrhaftig nur eine höchst bescheidene Auswahl getroffen) einigermassen exakt nachgewiesen habe. Ich bedaure es, dass Sie sich mit keinem Wort der Mühe unterzogen haben, d a r a u f einzugehen. Denn nur darauf kommt es in diesem Zusammenhang an.

Zur Aussöhnung sind nun einmal die Schwätzer nicht berufen - weder auf deutscher noch auf jüdischer Seite.

Mit freundlichen Grüssen

Ihr ergebener
Winfried Martini.

P.S. Leider ist der Zeitschrift ein bedauerlicher Druckfehler unterlaufen. In der 1. Zeile des viertletzten Absatzes steht "töricht"; in meinem Manuskript stand selbstverständlich " tröstlich".

Sie haben recht: ich bin „Arier" und war während des dritten Reiches publizistisch tätig (ab Mitte 1943 allerdings mit Berufsverbot). Als Korrespondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" habe ich damals jahrelang in Jerusalem gelebt. Ich kann daher – und nicht nur deswegen! – für mich jene Sachkenntnis in Anspruch nehmen, die „Burg" so vollständig abgeht – abgesehen davon, daß es auch um sein rein logisches Denkvermögen nicht gerade zum besten steht.

Für diese elektronische Auflage wurden die folgenden Korrekturen vorgenommen :

S. 4: Ermittlungsergebenis – Ermittlungsergebnis
S. 6 : Englad – England
S. 10 : eingentlich – eigentlich
S. 11 : pseudokumentarischer – pseudodokumentarischer
S. 11 : versichten – verzichten
S. 12 : Diskiussion – Diskussion
S. 14 : Grasovsky – Grasowsky
S. 15 : Vokes – Volkes
S. 16 : Volks-Enzyclopädie – Volks-Enzyklopädie
S. 16 : it es Jehova – ist
S. 17 : unter diser Überschrift – dieser
S. 18 : Rienecke – Rienecker
S. 19 : Rienicke – Rienecker
S. 20 : Neugebräisch oder Iwrit – Neuhebräisch
S. 29 : Indessen hat Christus Aramäisch gesprochen, als – also
S. 33 : „Encyclopädia Judaica“, Bd. IX – Encyclopaedia
S. 35 : „Encyclopardia Judaica“, Bd. X – Encyclopaedia
S. 44 : Geschiche – Geschichte
S. 45 : Fairniß – Fairneß
S. 46 : Tragödige – Tragödie
S. 46 : seines Auftrag – seinen
S. 48 : Ideologisch-Politisch-Partriotisch – Patriotisch
S. 49 : Entnazifizierzungsologen – Entnazifizierungsologen
S. 49 : für solche Unterschung – Untersuchung
S. 50 : Rezesenten – Rezensenten
S. 51 : attackiete – attackierte
S. 52 : *(unnötige Wiederholung des Satzes entfernt)* :
„daß in sonst sachlichen Besprechungen des Werkes derart seltsame Sätze auftauchen,“
S. 57 : Encyclopedia Judaica – Encyclopaedia
S. 59 : ein profundert Kenner zu sein – profunder
S. 62 : nirgens – nirgends
S. 68 : Hebräischen Unviersität – Universität
S. 71 : Jersusalemer – Jerusalemer